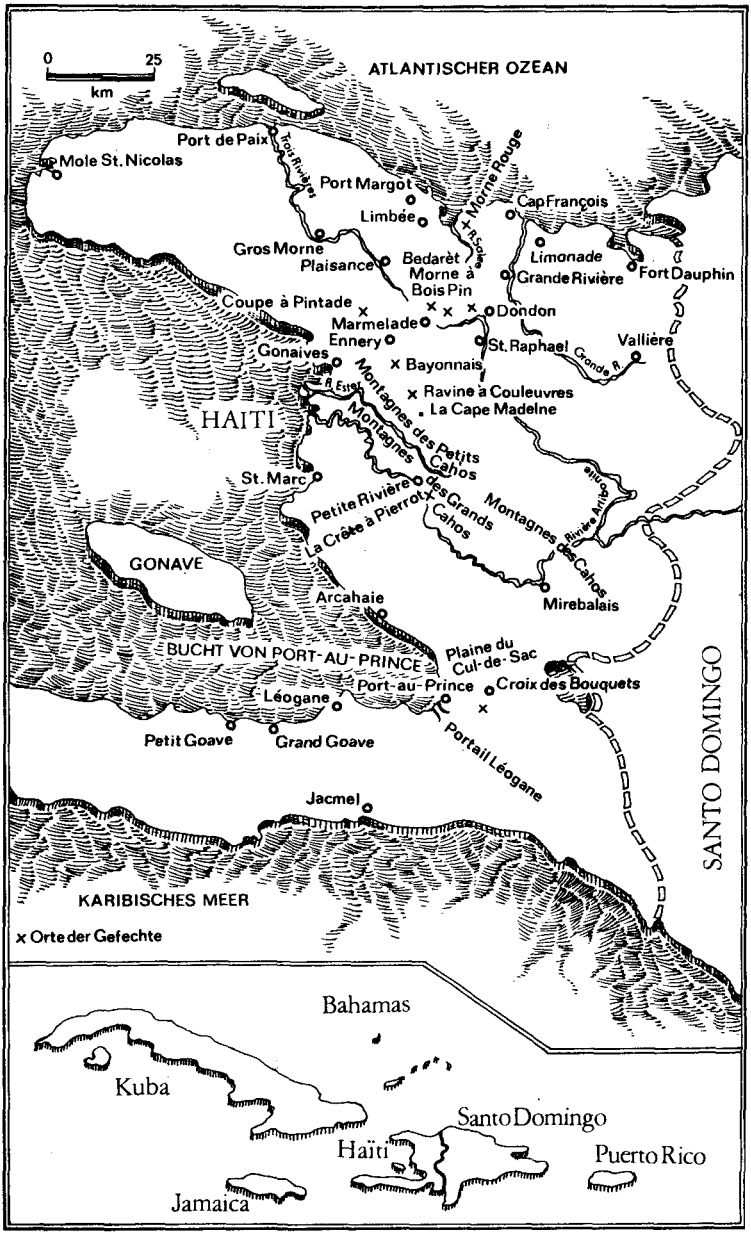

0
25
km
ATLANTISCHER OZEAN
Port de Paix
Trois Rivières
Mole St. Nicolas
Port Margot
Morne Rouge
Cap François
Limbée
R. Soche
Gros Morne
Plaisance
Bedarèt
Morne à Bois Pin
Limonade
Grande Rivière
Fort Dauphin
Coupe à Pintade
Dondon
Marmelade
Ennery
St. Raphael
Grande R.
Vallière
Gonaives
Bayonnais
R. Estère
Montagnes des Petits Cahos
Ravine à Couleuvres
La Cape Madeine
HAITI
Montagnes des Grands Cahos
St. Marc
Petite Rivière
La Crête à Pierrot
Rivière Artibonite
Montagnes des Cahos
GONAVE
Mirebalais
Arcahaie
BUCHT VON PORT-AU-PRINCE
Plaine du Cul-de-Sac
Croix des Bouquets
Port-au-Prince
Léogane
Petit Goave
Grand Goave
Portail Léogane
SANTO DOMINGO
Jacmel
KARIBISCHES MEER
× Orte der Gefechte
Bahamas
Kuba
Santo Domingo
Haïti
Puerto Rico
Jamaica

C. L. R. James

Die schwarzen Jakobiner

Toussaint L'Ouverture und die San-Domingo-Revolution

Titel der englischen Originalausgabe:
„The Black Jacobins“

Inhaltsverzeichnis

Prolog *7*

Das Eigentum *11*

Die Besitzer *34*

Parlament und Eigentum *76*

Die Massen San Domingos beginnen *100*

Die Pariser Massen vollenden es *136*

Der Aufstieg Toussaints *165*

Die Mulatten versuchen es und scheitern *185*

Abermals die weißen Sklavenhalter *197*

Die Vertreibung der Briten *226*

Toussaint ergreift die Macht *255*

Der schwarze Konsul *273*

Die Bourgeoisie trifft Anstalten,
die Sklaverei wiederherzustellen *307*

Der Unabhängigkeitskrieg *329*

Nachwort *435*

Bildnachweis *446*

Prolog

Christoph Kolumbus landete in der Neuen Welt zuerst auf der Insel San Salvador. Nachdem er Gott gelobt hatte, forschte er eifrig nach Gold. Die einheimischen Indianer waren friedfertige und freundliche Leute. Sie empfahlen ihm Haiti, eine große Insel (annähernd von der Ausdehnung Irlands), wo dies gelbe Metall reichlich zu finden sei. Als eines seiner Schiffe strandete, halfen ihm die haitischen Indianer so bereitwillig, daß sehr wenig verlorenging, und von den Gegenständen, die sie an Land schafften, wurde kein einziger gestohlen.

Die Spanier, die fortgeschrittensten Europäer jener Zeit, annektierten die Insel, nannten sie Hispaniola und unterstellten die rückständigen Einwohner ihrem Schutz. Sie führten das Christentum ein, Zwangsarbeit in den Bergwerken, Mord, Notzucht, Bluthunde, unbekannte Krankheiten und eine künstliche Hungersnot (indem sie Bodenkulturen zerstörten, um die Rebellen auszuhungern). Infolge dieser und anderer Erfordernisse der höheren Zivilisation verringerte sich die Zahl der Ureinwohner in fünfzehn Jahren von schätzungsweise einer halben, vielleicht einer ganzen Million auf sechzigtausend.

Der Dominikanerpriester Las Casas, ein Mann mit Gewissen, fuhr nach Spanien, um für die Aufhebung der Sklaverei zu plädieren. Aber wie sollte die Kolonie ohne Druck fortbestehen? Das Christentum war der ganze Lohn, den die Ureinwohner erhielten, und gute Christen konnten sie sein, ohne in den Minen zu arbeiten.

Die spanische Regierung entschied sich für einen Kompromiß. Sie schuf ein Gesetz, das *repartimientos*, Zwangsarbeit, dem Buchstaben nach beseitigte, während ihre Vertreter in den Kolonien sie weiter praktizierten. Las Casas, von der Befürchtung ge-

trieben, am Ende einer Generation eine ganze Population ausgelöscht zu sehen, suchte einen Ausweg. Er empfahl, robustere Arbeitskräfte, Neger aus dem bevölkerungsreichen Afrika einzuführen; 1517 genehmigte Karl V. den Export von fünfzehntausend Sklaven nach San Domingo, und so bescherten Priester und König der Welt den amerikanischen Sklavenhandel und die amerikanische Sklaverei.

Die spanische Siedlung, die Kolumbus gegründet hatte, befand sich im Südosten der Insel. 1629 ließen sich umherziehende Franzosen sechs Meilen von der Nordküste San Domingos entfernt auf der kleinen Insel Tortuga nieder. Engländer und Holländer aus Santa Cruz folgten. Tortuga bot ihnen ein gesundes Klima, und Millionen wilder Rinder durchstreiften das westliche San Domingo. Sie konnten gejagt werden und lieferten den Siedlern Fleisch und Leder. Die verschiedensten Leute kamen nach Tortuga, Straftäter, um sich der Gerechtigkeit zu entziehen, entlaufene Galeerensklaven, zahlungsunfähige Schuldner, Glücksritter, die das Abenteuer suchten oder rasch zu Wohlstand gelangen wollten, Verbrecher jeder Art und aller Nationalitäten. Fast dreißig Jahre lang schlachteten sich Franzosen, Briten und Spanier gegenseitig ab. Eine Zeitlang besaßen die Briten faktisch die Insel, aber 1659 brachten französische Freibeuter sie in ihre Gewalt. Sie strebten die Oberhoheit Frankreichs an und verlangten ein Oberhaupt sowie einige Frauen. Von Tortuga aus schufen sie in San Domingo eine feste Basis und übersiedelten dorthin. Um den Rinderbestand entscheidend zu dezimieren und die unverschämten Eindringlinge zu vertreiben, veranstalteten die Spanier eine große Jagd und töteten sämtliche Stiere, die sie aufspüren konnten. Die Franzosen rächten sich, indem sie Kakao anbauten, später Indigo und Baumwolle. Auch Zuckerrohr kannten sie bereits. Da ihnen Kapital fehlte, überfielen sie die englische Insel Jamaika und stahlen Geld und zweitausend Neger. Franzosen, Briten und Spanier unternahmen Angriffe und Gegenangriffe, wüteten mit Feuer und Schwert, 1697 wurde im Frieden von Rijswijk zwischen Frankreich und Spanien der legitime Anspruch der Franzosen auf den Westteil der Insel anerkannt. 1734 begannen die Kolonisten Kaffee anzubauen. Das Land war fruchtbar, Frankreich bot einen guten Absatzmarkt, aber es mangelte an Arbeitskräften. Zusätzlich zu Negern wurden Weiße ins

Columbus landet 1492 an der Küste der Insel Haïti, welche er Hispaniola nennt. Er läßt ein hölzernes Kruzifix errichten. Von dem *Cacio* (König) der Insel, Guacanarillus, wird er freundlich aufgenommen und mit vielen Geschenken bedacht.

Land geholt, *engagés*, die nach Ablauf einiger Jahre ihre Freiheit erhielten. Die Bestimmungen für die schwarzen Sklaven und die weißen *engagés* waren in den frühen Gesetzen ziemlich gleich, aber unter den Lebensbedingungen jener Tage konnten die Weißen das Klima schlechter vertragen. So brachten die Sklavenhändler immer mehr Neger ins Land. Ihre Zahl stieg sprunghaft von Jahr zu Jahr, bis der Abzug aus Afrika in die Millionen ging.

I

Das Eigentum

Die Sklavenjäger suchten die Küste Guineas heim. Wenn sie ein Gebiet verheerten, wandten sie sich westwärts, dann nach Süden, Jahrzehnt für Jahrzehnt, am Niger vorbei, die kongolesische Küste entlang, passierten Loango und Angola, umschifften das Kap der Guten Hoffnung, und 1789 stießen sie sogar bis nach Moçambique auf der Ostseite Afrikas vor. Guinea blieb ihr Hauptjagdgrund. Von der Küste aus organisierten sie Expeditionen ins Landesinnere, hetzten die Stämme gegeneinander, auf Tausenden von Quadratmeilen bekämpften sich einfache Menschen mit modernen Waffen. Die damaligen Propagandisten behaupteten, so grausam der Sklavenhandel immer sei – in Amerika lebe der afrikanische Sklave glücklicher als in der heimatlichen Zivilisation. Auch unserem Zeitalter ist die Propaganda nicht fremd. Wir übertrumpfen unsere Vorfahren zwar an Systematik und Organisation, doch gelogen haben sie nicht minder glatt und unverschämt als wir. Im sechzehnten Jahrhundert bildete Zentralafrika eine Stätte des Friedens und einträchtigen Zusammenlebens.[1] Händler reisten Tausende Meilen von einer Seite des Kontinents zur anderen, ohne belästigt zu werden. Die Stammesfehden, vor denen die europäischen Piraten die Menschen angeblich bewahrten, waren bloße Scheingefechte. Es galt als große Schlacht, wenn ein halbes Dutzend Menschen getötet wurden. Der Sklavenhandel traf eine Bauernschaft, die den Leibeigenen weiter Gebiete Europas in mancherlei Hinsicht überlegen war. Das Stammesleben zerfiel, und Millionen entwurzelter

1 Vgl. die Werke von Professor Emil Torday, einem der größten Afrikaforscher seiner Zeit, insbesondere einen Vortrag, der 1931 in Genf vor einer Gesellschaft zum Schutz der Kinder Afrikas gehalten wurde.

Afrikaner fielen übereinander her. Die ständige Vernichtung der Ernte führte zum Kannibalismus; die gefangenen Frauen wurden Konkubinen und untergruben die Stellung der Gattin. Stämme mußten Sklaven beschaffen oder wurden selbst in die Sklaverei verkauft. Ohne Gewalt und Grausamkeit gab es kein Überleben.[2] Die Einfriedigungen aus grinsenden Schädeln, die Menschenopfer, der Verkauf eigener Kinder als Sklaven, diese schrecklichen Dinge waren Produkte eines unerträglichen Drucks auf die afrikanischen Völkerschaften, die über die Jahrhunderte in dem Maße verrohten, wie die Anforderungen des Gewerbes wuchsen und die Zwangsmethoden vervollkommnet wurden.

Die Sklaven wurden im Landesinnern gesammelt, zu Kolonnen aneinandergekettet, und um Fluchtversuche zu verhindern, belud man sie mit schweren, vierzig- bis fünfzigpfündigen Steinen. Dann traten sie den langen Marsch zum Meer an, mitunter mehrere hundert Meilen, und die Schwächlichen und Kranken stürzten und starben im afrikanischen Dschungel. Einige wurden per Boot zur Küste gefahren. Sie lagen tagelang gefesselt auf dem Boden, das Gesicht der Tropensonne und dem Tropenregen ausgesetzt, die Rücken im Wasser, das nie ausgeschöpft wurde. War der Sklavenhafen erreicht, wurden sie zur Begutachtung durch die Käufer in Käfige gesperrt. Tag und Nacht blieben Tausende von Menschen in diesen stinkenden Verschlägen eingepfercht. Kein Europäer konnte es dort länger als eine Viertelstunde aushalten, ohne ohnmächtig zu werden. Die Afrikaner verloren das Bewußtsein und kamen wieder zu sich oder starben. Die Sterberate betrug über zwanzig Prozent. Draußen erwartete der Kapitän des Sklavenschiffes die Leerung der „Käfige" mit so ruhigem Gewissen, daß einer von ihnen in den Pausen der Profitjagd für den britischen Kapitalismus die britische Religion bereicherte und das Kirchenlied „Wie süß der Name Jesus klingt!" komponierte.

Im Laderaum des Schiffes wurden sie auf mehrstöckige Stellagen gepackt, und jeder bekam nur einen vier bis fünf Fuß langen und zwei bis drei Fuß hohen Abschnitt zugewiesen, wo er weder ausgestreckt liegen noch aufrecht sitzen konnte. Entgegen allen

2 Vgl. den oben erwähnten Vortrag Professor Tordays.

so beharrlich verbreiteten Lügen von der Fügsamkeit der Neger rissen die Revolten beim Einschiffen und an Bord nicht ab. Das hatte zur Folge, daß man sie ankettete, die rechte Hand gegen das rechte Bein, die linke Hand gegen das linke Bein, und die Reihen wurden durch lange Eisenstangen verbunden. In dieser Lage verbrachten sie die Überfahrt. Nur einmal täglich kamen sie an Deck, damit sie sich die Beine vertreten und die Matrosen die „Eimer säubern" konnten. Doch wenn sie rebellierten oder das Wetter schlecht war, blieben sie wochenlang unten. Die Ballung so vieler nackter Menschen, ihr geschundenes, schwärendes Fleisch, die stinkende Luft, die verbreitete Ruhr, die Anhäufung von Dreck ließen den Laderaum zur Hölle werden. Bei Sturm wurden die Luken verschalkt, und in der stickigen, ekelerregenden Finsternis wurde die Fracht bei jeder Bewegung des Schiffes hin und her geschleudert, und nur die Ketten auf der blutüberströmten Haut hinderten die Sklaven, aus der Stellage zu stürzen. Kein Platz der Erde, vermerkte ein zeitgenössischer Schriftsteller, enthielt so konzentriertes Elend wie der Laderaum eines Sklavenschiffes.

Zweimal täglich, um neun und um sechzehn Uhr, gab es Essen. Für den Sklavenhändler war die Fracht Handelsware und nicht mehr. Ein Kapitän, der durch eine Flaute oder widrige Winde aufgehalten wurde, vergiftete sie.[3] Ein anderer tötete einige seiner Sklaven, um die übrigen mit ihrem Fleisch zu ernähren. Sie starben nicht nur an den Folgen dieser Lebensbedingungen, sondern auch aus Kummer, Wut und Verzweiflung. Sie unternahmen ausgedehnte Hungerstreiks, streiften die Ketten ab und stürzten sich in fruchtlosen Versuchen des Aufbegehrens auf die Besatzung. Was konnten diese Stammesangehörigen aus dem Innern Afrikas an Bord eines komplizierten Segelschiffes ausrichten? Um ihre Stimmung zu heben, wurden sie einmal täglich zum Tanzen an Deck geschickt. Einige ergriffen die Gelegenheit, um über Bord zu springen und Triumphschreie auszustoßen, bis sie unter der Oberfläche verschwanden.

Die Angst führte zu zügelloser Grausamkeit der Schiffsbesatzung. Ein Kapitän tötete einen Sklaven, und um den übrigen

---

3 Vgl. Pierre de Vaissière, *Saint-Domingue* (1629–1789). Paris, 1909. Das Werk enthält eine bewundernswerte Zusammenfassung.

Furcht einzuflößen, teilte er Herz, Leber und Eingeweide in dreihundert Stücke und ließ jeden einen Bissen essen. Allen, die sich weigern wollten, drohte er die gleiche Strafe an.[4] Solche Vorfälle blieben keine Seltenheit. Unter den gegebenen Umständen waren (und sind) sie unvermeidlich. Doch verschonte das System auch die Sklavenhändler nicht. Alljährlich starb ein Fünftel der am Afrikaner-Handel Beteiligten.

Ganz Amerika und Westindien nahm Sklaven auf. Wenn das Schiff den Hafen erreicht hatte, wurden sie zum Verkauf an Deck getrieben. Die Käufer überzeugten sich von der Güte der Ware, untersuchten das Gebiß, betasteten die Haut, manchmal schmeckten sie den Schweiß, um sich zu vergewissern, daß das Blut des Sklaven rein und sein Gesundheitszustand so gut wie sein Aussehen war. Einige Frauen offenbarten eine Neugier, die ein Pferd veranlaßt hätte, sie zwanzig Yard über Deck zu schleudern. Der Sklave aber mußte alles über sich ergehen lassen. Zum Schluß spie der Käufer dem Sklaven ins Gesicht. Damit stellte er seine Würde wieder her, die er bei der allzu vertraulichen Prüfung verloren haben könnte. Dem frisch erworbenen Eigentum des Sklavenhalters wurde mit einem glühenden Eisen auf beiden Seiten ein Zeichen in die Brust gebrannt. Ein Dolmetscher erläuterte dem Gebrandmarkten seine Pflichten, und ein Priester unterwies ihn in den Geboten des Christentums.[5]

Peitschenknallen, unterdrückte Schreie, das qualvolle Stöhnen der Neger, die den Sonnenaufgang verfluchten, weil er nur neue Qualen und Schmerzen ankündigte, weckten den Fremden in San Domingo. Die Arbeit begann mit Tagesanbruch, wurde um acht durch eine kurze Frühstückspause und durch das Mittagessen unterbrochen. Danach – ab vierzehn Uhr – wurde bis zum Abend weitergearbeitet, manchmal bis zwei- oder dreiundzwanzig Uhr. Ein Schweizer Reisender[6] hat uns eine berühmte Beschreibung einer Gruppe Sklaven bei der Arbeit hinterlassen.

„Es waren etwa hundert Männer und Frauen unterschiedlichen

4 De Vaissière, *Saint-Domingue*, S. 162.

5 Dies war der Anfang und das Ende seiner Schulung.

6 Girod-Chantrans, *Voyage d'un Suisse en différentes colonies*, Neufchâtel, 1785, S. 137.

Alters, alle damit beschäftigt, in einem Zuckerrohrfeld Gräben zu ziehen, die meisten nackt oder lumpenbedeckt. Die Sonne brannte ihnen ungehindert auf die Köpfe. Der Schweiß floß in Strömen von allen Körperteilen. Sie bemühten sich angestrengt, sämtliche Schwierigkeiten zu überwinden, obwohl die Hitze an den Gliedern zehrte und die Arme unter dem Gewicht der Spitzhacke erschlafften. Sie kämpften gegen das widerspenstige lehmige Erdreich, das die Sonne so hart gebacken hatte, daß ihre Werkzeuge daran zerbrechen konnten. Dumpfes Schweigen herrschte. Jedes Gesicht trug den Stempel der Erschöpfung, aber die Stunde der Ruhe war noch nicht gekommen. Das mitleidlose Auge des Verwalters kontrollierte die Gruppe, und mehrere Aufseher schritten in gleichmäßigen Abständen durch die Reihen und teilten mit ihren langen Peitschen brennende Hiebe aus. Sie züchtigten alle, die, von Erschöpfung übermannt, verschnaufen mußten – Männer, Frauen, junge und alte."

Das war kein Einzelfall. Die Zuckerplantagen erforderten schwere, ausdauernde Arbeit. Die Sonne brannte den tropischen Boden steinhart. Damit die Luftzirkulation funktionierte, mußte um jedes Landstück, auf dem Zuckerrohr gedeihen sollte, ein breiter Graben ausgehoben werden. Junge Pflanzen bedurften drei bis vier Monate lang intensiver Pflege; in vierzehn bis achtzehn Monaten reiften sie heran, aber Setzlinge konnten zu jeder Jahreszeit gepflanzt werden, und die Einbringung einer Ernte war zugleich das Signal für die Sicherung der nächsten und das Ausheben neuer Gräben. War das Rohr geschlagen, mußte es unverzüglich in die Fabrik geschafft werden, damit der Saft nicht zu gären anfing und säuerte. Das Auspressen des Saftes und die Herstellung von Rohzucker nahm drei Wochen eines Monats in Anspruch, sechzehn bis achtzehn Stunden täglich, sieben bis acht Monate im Jahr.

Die Sklaven wurden wie Vieh zur Arbeit getrieben und hausten dementsprechend. Ihre Hütten säumten einen viereckigen Platz, auf dem Nahrung und Früchte angebaut waren. Die Hütten waren rund zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß lang, zwölf Fuß breit und etwa fünfzehn Fuß hoch, durch Trennwände in zwei oder drei Räume unterteilt. Sie hatten keine Fenster und nur durch die Tür kam etwas Licht herein. Der Fußboden bestand aus festgestampfter Erde, das Bett aus einem Strohlager

auf Tierhäuten oder einem Strickgeflecht zwischen Pfosten. Hier schliefen recht und schlecht die Mutter, der Vater und die Kinder; der Willkür ihrer Herren schutzlos ausgesetzt, im ständigen Kampf gegen die Folgen der Überarbeitung und ihrer üblichen Begleiterin, der Unterernährung. Ludwig XIV. versuchte mit seinem Negerkodex, den Sklaven eine menschenwürdige Behandlung zu sichern. Laut Gesetz hatten sie wöchentlich zweieinhalb Topfvoll Maniok, drei Kassaven, zwei Pfund gepökeltes Rindfleisch oder drei Pfund Salzfisch zu erhalten – eine halbwegs ausreichende Dreitagesration für einen gesunden Mann. Doch statt des vorgeschriebenen Satzes gaben ihnen ihre Herren ein halbes Dutzend Pinten grobes Mehl, Reis oder Erbsen und ein halbes Dutzend Heringe. Nach der erschöpfenden Arbeit, die den ganzen Tag andauerte und manchmal bis in die Nacht hinein ging, verzichteten viele Sklaven darauf, zu kochen und aßen die Nahrung roh. Die Portionen waren so klein und wurden so unregelmäßig verabreicht, daß sie in der zweiten Wochenhälfte oftmals nichts zu essen hatten.

Nicht einmal eine zweistündige Mittagspause oder die arbeitsfreien Sonn- und Feiertage dienten zur Erholung. Vielmehr nutzten die Sklaven jede Minute, um ihre kleine Parzelle zu bestellen und dadurch ihre Wochenration zu vergrößern. Die Schwerstarbeiter bauten nebenbei Gemüse an und züchteten Hühner, damit sie die Produkte in den Städten verkaufen und ein bißchen Geld für Rum und Tabak herausschlagen konnten, und hier und da gab es einen Krösus, der durch Glück und Fleiß genug verdiente, um sich freizukaufen. Ihre Herren ermunterten sie, das Land urbar zu machen, denn in Hungerjahren starben die Neger zu Tausenden, Epidemien brachen aus, viele flohen in die Wälder, und die Plantagen verkamen.

Die Schwierigkeit bestand darin, daß man sie zwar wie Tiere fangen, in Verschlägen befördern, an der Seite eines Esels oder Pferdes antreiben, beide mit ein und demselben Stock schlagen, sie in einen Stall sperren, sie auf Hungerrationen setzen konnte, daß sie aber trotz ihrer schwarzen Haut und ihres Kraushaars unbezwingbare Menschen blieben und sich menschliche Intelligenz und menschliche Haßgefühle bewahrten. Um sie einzu-

schüchtern und gefügig zu machen, bedurfte es eines Regimes ausgeklügelter Brutalität und Schreckensherrschaft, und das erklärt die sonderbare Erscheinung, daß den Besitzenden offenbar sehr wenig daran gelegen war, ihr Eigentum zu erhalten. Zuallererst mußten sie ihre eigene Sicherheit gewährleisten.

Für das geringste Vergehen erfuhr der Sklave die härteste Strafe. 1685 ermächtigte der Negerkodex den Sklavenhalter zum Auspeitschen, und 1702 hielt ein Ansiedler, ein Marquis, jedes Strafmaß, das über hundert Hiebe hinausging, für so ernst, daß der Vollzug den Behörden übertragen werden sollte. Später lag die Grenze bei neununddreißig, dann wurde sie auf fünfzig heraufgesetzt. Doch die Kolonisten hielten diese Bestimmungen nicht ein, und nicht selten wurden Sklaven zu Tode geprügelt. Das Züchtigungsmittel bestand nicht immer aus gewöhnlichem Rohr oder einer geflochtenen Schnur, wie es der Kodex vorsah. Manchmal trat die *rigoise*, ein dicker Lederriemen, an seine Stelle, oder man verwendete *lianes*, ein einheimisches Schilf, das an Biegsamkeit und Geschmeidigkeit dem Fischbein nicht nachstand. Die Sklaven bekamen die Peitsche regelmäßiger zu spüren, als sie ihr Essen erhielten. Sie war der Antrieb zur Arbeit und die Hüterin der Disziplin. Doch es gab keine Erfindung, die Furcht und eine entartete Phantasie ersinnen konnten und die nicht angewendet worden wäre, um den Widerstandsgeist der Sklaven zu brechen und die Launen und den Groll ihrer Herren und Wächter zu befriedigen: Eisen an Händen und Füßen, Holzblöcke, die überallhin nachgeschleppt werden mußten, Blechmasken, die den Sklaven hindern sollten, vom Zuckerrohr zu kosten, Eisenkragen. Man unterbrach den Strafvollzug, um dem Opfer ein Stück glimmendes Holz auf das Gesäß zu legen; Salz, Pfeffer, Zitrone, Glut, Aloesaft, heiße Asche wurden in die blutenden Wunden gestreut oder geträufelt. Verstümmelungen waren an der Tagesordnung, Gliedmaßen oder Ohren wurden abgetrennt, manchmal auch die Geschlechtsteile, um ihnen das Vergnügen, das sie kostenlos haben konnten, zu nehmen. Ihre Herren gossen ihnen brennendes Wachs auf die Arme, Hände und Schultern, entleerten Kübel kochenden Zuckerrohrsafts über ihren Kopf, verbrannten sie bei lebendigem Leibe, brieten sie langsam, bei niedriger Flamme, jagten sie mit einem Streichholz hoch, nachdem sie Schießpulver in sie hineingefüllt hatten,

gruben sie bis zum Hals ein und schmierten ihnen Zucker auf den Kopf, um die Fliegen anzulocken, banden sie neben Ameisenhaufen und Wespennestern an, zwangen sie, ihre Exkremente zu essen, ihren Urin zu trinken, den Speichel anderer Sklaven aufzulecken. Ein Siedler war dafür bekannt, daß er sich im Wutanfall auf seine Sklaven stürzte und ihnen die Zähne ins Fleisch schlug.[7]

Waren solche Torturen, die sicher belegt sind, wirklich an der Tagesordnung, oder handelte es sich um wenige Einzelfälle, Ausgeburten einer überspannten Phantasie einer Handvoll wahnwitziger Kolonisten? Obwohl es unmöglich ist, Hunderte gleichartiger Fälle nachzuweisen, deutet doch alles darauf hin, daß diese bestialischen Praktiken typische Merkmale der Sklaverei waren. Das Auspeitschen zum Beispiel kannte „tausend Raffinessen", doch es gab auch zahlreiche Varianten, die ihre eigenen Namen hatten, weil sie häufig und verbreitet waren. Wurde der Sklave mit Händen und Armen an vier Pflöcke gebunden, unterzog er sich der „Vierpflöckigen", war er an eine Leiter gefesselt, hieß es die „Leiterfolter", hing er an allen vieren über der Erde, war es die „Hängematte" und so weiter. Selbst schwangeren Frauen blieb die „Vierpflöckige" nicht erspart. Zur Aufnahme der Frühgeburt wurde eine Grube in den Boden geschaufelt. Die Kragenfolter galt besonders Frauen, die der Abtreibung verdächtigt wurden, und den Kragen entfernte man erst, wenn sie ein Kind geboren hatten. Wurde ein Sklave hochgejagt, sagte man dazu „Im Arschloch eines Niggers ein bißchen Pulver abbrennen". Auch das war offensichtlich keine ausgefallene Wahnidee, sondern eine übliche Praktik.

Nach weitschweifigen Untersuchungen gelangt de Vaissière lediglich zu dem Schluß, daß es gute Herren gab und böse, und es war sein Eindruck, eben „aber nur ein Eindruck", daß die ersteren zahlreicher als die zweiten waren.

Es gibt solche Menschen (und wird sie immer geben), die sich der Taten ihrer Vorfahren schämen und zu beweisen suchen, daß die Sklaverei letzten Endes gar nicht so schlecht war, daß es

---

7 De Vaissière, *Saint Domingue* S. 153–194. De Vaissière nutzt hauptsächlich offizielle Berichte französischer Kolonialarchive und andere Zeitdokumente, wobei er in jedem Fall spezifische Angaben macht.

sich bei der Schilderung von Greueln und Grausamkeiten um Übertreibungen einiger Propagandisten und nicht um die Darstellung gewöhnlicher Sklavenschicksale handle. Die Menschen werden alles sagen (und glauben), was dazu angetan ist, den Nationalstolz zu fördern und ein schlechtes Gewissen zu besänftigen. Ohne Zweifel gab es „gütige" Herren, die sich zu den äußersten Brutalitäten nicht hinreißen ließen, deren Sklaven nur an Überarbeitung und Unterernährung und unter der Peitsche litten. Aber die Sklaven in San Domingo konnten sich durch Fortpflanzung nicht vermehren. Nach der schrecklichen Überfahrt blieb eine Frau gewöhnlich für zwei Jahre unfruchtbar, und San Domingo bereitete ihrem Leben ein rasches Ende. Die Plantagenbesitzer hetzten sie eher zu Tode, als das Heranwachsen von Kindern abzuwarten. Doch die professionellen Weißwäscher berufen sich auf die wenigen zeitgenössischen Berichterstatter, die Szenen idyllischer Schönheit beschrieben. Einer dieser Leute ist Vaublanc, zu dem wir noch zurückkehren werden und dessen Darlegungen wir besser verstehen, wenn wir mehr von ihm wissen. In seinen Memoiren[8] zeigt er uns eine Plantage ohne Gefängnisse, ohne Kerker, ohne nennenswerte Strafen. Daß die Sklaven nackt herumliefen, entsprach den klimatischen Bedingungen, und diejenigen, die diesen Zustand beklagten, vergaßen die ekelerregenden Lumpen, die in Frankreich so häufig anzutreffen waren. Die Sklaven brauchten keine ungesunde, gefährliche Arbeit zu verrichten, wie sie von den Arbeitern in Europa häufig verlangt wurde. Ihnen mutete man nicht zu, tief ins Erdinnere hinabzusteigen oder Gruben auszuheben; sie brauchten keine Stollen zu hauen, schufteten nicht in Fabriken, in denen französische Arbeiter eine tödliche, verseuchte Luft einatmeten; sie kletterten nicht auf hohe Dächer; schleppten keine Riesenlasten. Die Sklaven, so schlußfolgerte Vaublanc, hatten leichte Arbeiten zu verrichten und waren glücklich, sie zu tun. Doch obwohl er sich in San Domingo so mitfühlend um die Nöte der Arbeiter in Frankreich sorgte, mußte er im August 1792 aus Paris fliehen, um dem Zorn der französischen Arbeiter zu entgehen.

Malouet, ein Kolonialbeamter und reaktionärer Gesinnungsgenosse Vaublancs gegen alle kolonialen Veränderungen, be-

8 Ausführlich dargestellt in de Vaissière, *Saint Domingue* S. 198–202.

mühte sich ebenfalls, einige Gedanken zur Lobpreisung der Sklaverei beizusteuern. Das erste, was er bemerkt, ist, daß der Sklave bei Erlangung seiner Mündigkeit „die Freuden der Liebe" zu genießen beginnt und daß sein Herr keinerlei Interesse zeigt, ihn daran zu hindern.[9] Zu solchen törichten Überlegungen kann die Verteidigung des Eigentums sogar einen intelligenten Mann führen, der zu seiner Zeit als Freund der Schwarzen galt.

Die Mehrzahl der Sklaven schickte sich mit grenzenlosem und hölzernem Stumpfsinn in die unaufhörliche Brutalität ihrer Herren.

„Warum mißhandelst du deinen Maulesel so?" fragte ein Kolonist einst einen Fuhrmann.

„Aber wenn ich nicht arbeite, werde ich geschlagen; wenn er nicht arbeitet, schlage ich ihn – er ist mein Neger", lautete die Antwort.

Ein alter Sklave, der eines seiner Ohren eingebüßt hatte und dazu verurteilt war, auch das zweite zu verlieren, bat den Gouverneur, es ihm zu lassen, denn wenn man es abschneiden würde, wüßte er nicht, wo er seinen Zigarettenstummel hinstecken solle.

Ein anderer wurde von seinem Herrn in den Garten des Nachbarn geschickt, um zu stehlen. Man faßte ihn und brachte ihn zurück zu seinem Besitzer, der ihm wenige Minuten vorher den Auftrag erteilt hatte. Zur Strafe verordnete der Herr ihm hundert Peitschenhiebe, denen sich der Sklave ohne zu murren unterwarf.

Wurden sie auf frischer Tat ertappt, leugneten sie mit fatalistischer Borniertheit. Einer ist angeklagt, eine Taube gestohlen zu haben. Er streitet es ab. Die Taube wird unter seinem Hemd entdeckt. „So was, so was, schau einer diesen Taube an. Er halten mein Hemd für ein Nest."

Bei einem andern fühlt der Herr durch das Hemd die Kartoffeln, die er entwendet hat. Es seien keine Kartoffeln, sagt er, sondern Steine. Er wird entkleidet, und die Kartoffeln fallen zur Erde. „Eh! Master! Der Teufel ist böse. Legt Steine hin, und da, Sie finden Kartoffeln."

An Feiertagen saßen sie – sofern sie nicht auf ihrer Parzelle arbeiteten oder tanzten – stundenlang vor ihren Hütten, ohne

9 De Vaissière, *Saint Domingue*, S. 196.

ein Lebenszeichen von sich zu geben. Wenn immer ein Herr es wollte, wurden Eheleute getrennt und Eltern von ihren Kindern. Manchmal begegneten sich Vater und Sohn nach vielen Jahren, ohne sich zu begrüßen oder die leiseste Gefühlsregung zu zeigen. Viele Sklaven konnte überhaupt nichts erschüttern, es sei denn, sie wurden ausgepeitscht.[10] Selbstmord war häufig, und so gering schätzten sie das Leben, daß sie sich oft nicht aus persönlichen Gründen töteten, sondern um ihren Besitzer zu ärgern. Das Leben war schwer, und der Tod, meinten sie, bedeutete nicht nur Freiheit, sondern Rückkehr nach Afrika. Jene, die der Welt einzureden suchten, daß die Sklaven halbmenschliche Tiere wären, zu nichts anderem tauglich als zur Sklaverei, fanden reichlich Nahrung für ihren Glauben, und nichts schien die Richtigkeit ihrer Behauptung überzeugender zu belegen als die Selbstmordsucht der Sklaven.

Giftmord war eine übliche Methode. Eine Geliebte vergiftete ihre Rivalin, um sich die kostbare Zuneigung eines unbeständigen Besitzers zu erhalten. Ein verstoßenes Liebchen vergiftete den Herrn, seine Frau, seine Kinder und Sklaven. Ein Sklave, den der Herr seiner Gattin beraubt hatte, vergiftete ihn, und dies war eines der häufigsten Motive für Giftmord.[11] War ein Pflanzer für eine junge Sklavin entflammt, vergiftete ihre Mutter seine Frau mit der Absicht, die Tochter an die Spitze des Haushalts zu bringen. Sklaven vergifteten die jüngeren Kinder ihres Herrn, um sicher zu sein, daß nur einer seiner Söhne die Pflanzung erbte. So verhinderten sie die Zersplitterung des Grundbesitzes und die Verstreuung der Leute. Auf einigen Plantagen verringerten die Sklaven ihren Bestand mittels Gift, um die Zahl der Arbeitskräfte niedrig zu halten und ihre Herren daran zu hindern, umfangreiche Projekte ins Auge zu fassen und einen höheren Einsatz zu verlangen. Mit dieser Absicht vergiftete der eine seine Frau, ein ande-

---

10 So unglaublich es klingen mag, Baron de Wimpffen bezeugt, es mit eigenen Augen gesehen zu haben. Sein Reisebericht über seinen Besuch San Domingos im Jahre 1790 ist ein Standardwerk. Eine gute Auswahl mit sehr schlüssigen Bemerkungen von Albert Savine erschien 1911 in Paris unter dem Titel *Saint-Domingue à la veille de la Révolution.*

11 Vgl. *Kenya* von Dr. Norman Leys, London, 1926, S. 184. „Streitigkeiten um eine eingeborene Frau sind wahrscheinlich die Erklärung für die meisten Gewaltverbrechen, die in Kenia von Afrikanern gegenüber Europäern begangen werden."

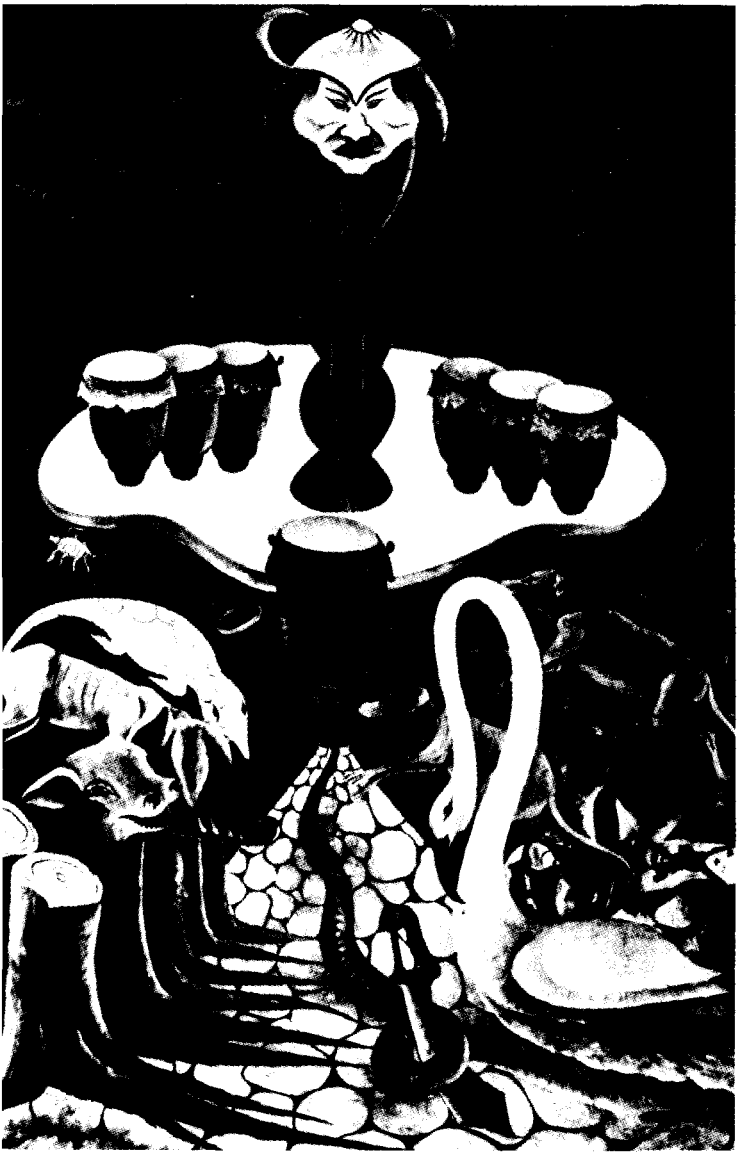
rer seine Kinder, und eine schwarze Amme erklärte vor Gericht, jahrelang jedes zur Welt gebrachte Kind vergiftet zu haben. In Lazaretten vergifteten Krankenschwestern eingelieferte Soldaten, um sich unliebsame Arbeit zu ersparen. Sklaven vergifteten sogar das Vieh eines Herrn, den sie liebten. Er wollte abreisen. Sie vergifteten Kühe, Pferde, Maulesel; die Plantage geriet in Unordnung, und der geliebte Herr sah sich gezwungen zu bleiben. Der schrecklichste, kaltblütigste Mord geschah jedoch durch eine vorsätzlich herbeigeführte Kieferklemme. Es war eine Krankheit, der nur Kleinkinder kurz nach der Geburt zum Opfer fielen. Ihre Kiefergelenke verklemmten sich derart, daß sie den Mund nicht öffnen konnten und verhungern mußten. Es war keine natürliche Krankheit, und sie trat niemals bei Kindern weißer Frauen auf. Schwarze Hebammen allein konnten sie verursachen, und es wird angenommen, daß sie am Neugeborenen einen einfachen Eingriff vornahmen. Doch welches immer die Methode sein mochte – an der Kieferklemme starb nahezu ein Drittel aller Kinder, die auf den Plantagen geboren wurden.

Welches Bildungsniveau hatten die Sklaven? Die Plantagenbesitzer, die sie verabscheuten, verliehen ihnen alle möglichen Schimpfnamen. „Die Neger", heißt es in einer 1789 veröffentlichten Denkschrift, „sind ungerechte, grausame, barbarische Halbmenschen, verräterische, heimtückische Diebe, Trunkenbolde, eingebildete, faule, unsaubere, schamlose, eifersüchtige Furien und Feiglinge." Mit solchen und ähnlichen Wertungen sollten die ständigen entsetzlichen Grausamkeiten gerechtfertigt werden. Und man mühte sich redlich darum, daß der Neger das unverbesserliche Tier blieb, das er nach den Wünschen seiner Herren sein sollte. „Die Sicherheit der Weißen gebietet, daß wir die Neger in tiefster Unwissenheit belassen. Ich habe mich zu dem festen Glauben durchgerungen, daß man die Neger wie Vieh behandeln muß." Diese Meinung äußert der Gouverneur von Martinique in einem Brief, der an den Minister gerichtet ist, und sie deckt sich mit der Auffassung aller Kolonisten. Außer den Juden, die keine Anstrengung scheuten, Israeliten aus ihren Sklaven zu machen, enthielt die Mehrzahl der Kolonisten ihren Sklaven religiöse und sonstige Unterweisungen vor.

Ihrer standesgemäßen Herkunft nach unterschieden sie sich natürlich. Unter ihnen gab es gebürtige Häuptlinge wie den Vater Toussaint L'Ouvertures und Männer, die in ihrer Heimat schon Sklaven gewesen waren. Der Kreole schien gelehriger als der Sklave, der in Afrika geboren wurde. Einige meinten, er sei intelligenter. Andere bezweifelten, daß es größere Unterschiede gab, obwohl der kreolische Sklave die Sprache des Landes kannte und mit seiner Umgebung und der Arbeit besser vertraut war. Doch jenen, die sich die Mühe machten zu beobachten, wie sie miteinander verkehrten, wenn ihre Herren nicht in der Nähe waren, entging nicht die bemerkenswerte intellektuelle Regsamkeit und die geistige Beweglichkeit, die ihre Nachkommen in Westindien heute noch auszeichnen. Pater du Tertre, der sie gut kannte, wußte um ihren geheimen Stolz, das Gefühl der Überlegenheit gegenüber ihren Herren, ihr unterschiedliches Verhalten in Gegenwart und Abwesenheit der Sklavenhalter. De Wimpffen, ein ungewöhnlich kluger und aufmerksamer Reisender, zeigte sich ebenfalls überrascht von ihrer zwiespältigen Persönlichkeit. „Man muß erlebt haben, mit welcher Wärme und Zungenfertigkeit und zugleich gedanklicher Schärfe und treffenden Urteilsfähigkeit dieser Mensch, der den ganzen Tag schwerfällig und schweigsam gewesen ist, jetzt Geschichten erzählt, wie er an seinem Feuer hockt, plaudert, gestikuliert, argumentiert, Meinungen äußert, lobt und verurteilt – sowohl seinen Herrn wie auch jeden anderen Menschen aus seinem Milieu." Es waren diese unverwüstliche Intelligenz, die latenten Potenzen, die den Kolonisten Angst einjagten. „Keine Spezies des Menschen besitzt mehr Intelligenz", schrieb 1784 Hilliard d'Auberteuil, ein Kolonist, und sein Buch wurde verboten.

Doch um einen Traum von der Freiheit zu nähren, bedarf es keiner Bildung oder Ermunterung. Auf ihren mitternächtlichen Voodoo-Zeremonien tanzten und sangen sie, pflegen sie ihren afrikanischen Kult. Gewöhnlich erklang ihr Lieblingslied.

Eh! Eh! Bomba! Heu! Heu!
Canga, bafio té!
Canga, mouné de lé!
Canga, do ki la!
Canga, li!



„Wir schwören, die Weißen zu vernichten, und alles, was sie besitzen; eher wollen wir sterben, als diesen Schwur brechen."

Die Kolonisten kannten das Lied und bekämpften es – das Lied und den Voodookult, mit dem es verbunden war. Vergeblich. Über zweihundert Jahre lang sangen es die Sklaven auf ihren Zusammenkünften, so wie die Juden in Babylon von Zion gesungen hatten und die Bantu heute heimlich die Hymne von Afrika singen.[12]

Doch nicht alle Sklaven huldigten diesem Kult. Es gab eine kleine privilegierte Kaste: die Aufseher der Arbeitsgruppe, Kutscher, Köche, Butler, Mägde, Gesellschafterinnen und sonstige Hausdiener. Sie vergalten die freundliche Behandlung, die sie erfuhren, ihr verhältnismäßig leichtes Leben mit einer ausgeprägten Herrentreue und lieferten konservativen Historikern, königlichen Professoren und sentimentalen Schönfärbern eine Handhabe, die Plantagensklaverei als ein patriarchalisches Verhältnis zwischen Herren und Sklaven hinzustellen. Diese gehobenen Sklaven waren von den Lastern ihrer Herren und Herrinnen angesteckt, taten sich wichtig und verachteten die Sklaven auf den Feldern. Sie trugen abgelegte Kleidung aus Silber und Brokat und veranstalteten Bälle, wobei sie wie abgerichtete Affen Menuett und Quadrille tanzten und nach der Mode von Versailles knicksten und sich verbeugten. Einige wenige von ihnen aber nutzten ihre Lage aus, um sich zu bilden, zu lernen, in sich aufzunehmen, was sie konnten. Die Führer einer Revolution sind gewöhnlich Menschen, die von den kulturellen Vorzügen des Systems, das sie bekämpfen, profitieren konnten, und die haitische Erhebung bildete keine Ausnahme zu dieser Regel.

Christophe, später Kaiser von Haiti, war Sklave, Kellner in einem öffentlichen Hotel zu Cap François, wo er die Gelegenheit nutzte, um Menschen- und Weltkenntnis zu erwerben. Auch Toussaint L'Ouverture[13] gehörte dieser kleinen und privilegierten Kaste an. Sein Vater, Sohn eines afrikanischen Unter-

12 Diese Bemerkungen, die 1938 niedergeschrieben wurden, sollten veranschaulichen, daß die Revolution von San Domingo ein Vorläufer der späteren Ereignisse im kolonialen Afrika war.

13 Als Sklave hieß er Toussaint Bréda.

häuptlings, geriet in Kriegsgefangenschaft, wurde als Sklave verkauft und zur Überfahrt auf ein Sklavenschiff gebracht. Ein halbwegs vernünftiger Kolonist kaufte ihn. Da er erkannte, daß dieser Neger ein ungewöhnlicher Mensch war, gewährte er ihm einige Freiheiten und fünf Sklaven zur Kultivierung einer Parzelle. Er wurde Katholik, heiratete eine schöne und gute Frau. Toussaint war das älteste seiner acht Kinder. In der Nähe der Wohnung lebte Pierre Baptiste, ein alter Neger, den ein lauterer Charakter und eine gewisse Bildung auszeichneten. Die Neger bedienten sich eines verwässerten Französisch, das als Kreolisch bekannt war, aber Pierre beherrschte die reine französische Sprache und besaß außerdem einige Latein- und Geometriekenntnisse, die ihm ein Missionar vermittelt hatte. Pierre Baptiste wurde Toussaints Pate und lehrte sein Patenkind die Grundlagen der französischen Sprache; den Gottesdienst der katholischen Kirche benutzte er, um ihm ebenfalls die Grundzüge des Lateinischen beizubringen; und Toussaint lernte ein wenig zu zeichnen. Die jungen Sklaven hatten die Viehherden zu betreuen. Das war auch Toussaints anfängliche Tätigkeit. Doch wie viele gebürtige Afrikaner kannte sich sein Vater in der Pflanzenheilkunde aus und gab an den Sohn weiter, was er über Arzneipflanzen wußte. Dank all dieser Bildungselemente und seiner ungewöhnlichen Intelligenz nahm er eine Sonderstellung ein. Er avancierte zum Kutscher seines Herrn. Damit erhielt er weitere Möglichkeiten, sein Leben zu erleichtern und sich Wissen anzueignen. Schließlich wurde ihm die Verantwortung über das gesamte lebende Inventar des Gutes übertragen. Dies war eine Vertrauensstellung, die in der Regel ein Weißer bekleidete. Toussaint – ein geborenes Genie? Mag sein. Aber günstige Umstände verhalfen ihm zu ungewöhnlichen Eltern und Freunden und einem liebenswürdigen Herrn.

Doch die Zahl der Sklaven mit solchen Möglichkeiten war unendlich gering im Vergleich zu den Hunderttausenden, die auf ihren gebeugten Rücken die gesamte Last der Gesellschaft von San Domingo trugen. Nicht alle unterwarfen sich diesem Los. Die kühnsten Geister, die das Sklavenleben unerträglich fanden und sich weigerten, einen Ausweg durch Selbstmord zu suchen,

flohen in die Wälder und Berge und schlossen sich zu freien Gemeinschaften zusammen. Sie, die Maroons oder Maronenneger, befestigten ihre Wohnstätten mit Palisaden und Gräben. Frauen folgten ihnen. Sie vermehrten sich, und bildeten vor 1789 hundert Jahre lang eine Quelle der Gefahr für die Kolonie. 1720 entflohen tausend Sklaven. 1751 gab es wenigstens dreitausend Maroons. Gewöhnlich formierten sie sich zu getrennten Scharen, aber von Zeit zu Zeit fanden sie einen Häuptling, der stark genug war, die einzelnen Gruppen zu vereinen. Viele der Rebellenführer versetzten die Kolonisten in Furcht und Schrecken mit ihren Überfällen auf die Plantagen und durch die Kraft und Entschlossenheit, die sie bewiesen, wenn sie gegen alle Vernichtungsversuche den Widerstand organisierten. Der bedeutendste dieser Häuptlinge war Mackandal.

Er faßte den kühnen Vorsatz, alle Neger zu vereinen und die Weißen aus der Kolonie zu vertreiben. Er stammte aus Guinea und war im Gebiet Limbé, das später ein wichtiges Zentrum der Revolution werden sollte, Sklave gewesen. Mackandal war ein gewandter Redner, nach Meinung eines Zeitgenossen ebenbürtig den europäischen Rhetorikern jener Tage. Von ihnen unterschied er sich nur durch seine Vitalität und überlegene Stärke. Er kannte keine Furcht, und obwohl er bei einem Unfall eine Hand verloren hatte, verfügte er über eine geistige Ausstrahlungskraft, die er sich auch unter grausamsten Folterungen zu bewahren wußte. Er behauptete, die Zukunft voraussagen zu können; wie Mohammed äußerte er Offenbarungen; er überzeugte seine Anhänger, unsterblich zu sein, und übte solche Macht über sie aus, daß sie es sich zur Ehre anrechneten, ihm auf Knien dienen zu dürfen, daß die schönsten Frauen um einen Platz in seinem Bett wetteiferten. Nicht genug damit, daß seine Schar auch entlegene Plantagen überfiel und plünderte – er selbst eilte von einer Pflanzung zur anderen, um neue Anhänger zu gewinnen, die alten anzuspornen und seinen großen Plan zur Zerstörung der weißen Zivilisation von San Domingo zu verwirklichen. Eine ungebildete Masse, die ihren revolutionären Weg sucht, greift anfangs gewöhnlich zum Terror, und Mackandal hatte es darauf abgesehen, sein Volk durch Gift zu erlösen. Sechs Jahre lang baute er seine Organisation auf, vergifteten er und seine Gefolgsleute nicht nur Weiße, sondern auch ungehorsame Mitglieder

der eigenen Schar. Dann befahl er, daß an einem bestimmten Tage in jedem Haus der Provinzhauptstadt das Wasser vergiftet werden und der Generalangriff erfolgen sollte, wenn sich die Weißen in Todesängsten und -zuckungen wälzten. Er verfügte über Listen von allen seinen Parteigängern in jeder Sklavengruppe, ernannte Hauptleute, Leutnants und andere Offiziere, sorgte dafür, daß Negertrupps die Stadt verließen und die Ebenen durchstreiften, um Weiße zu massakrieren. Seine Tollkühnheit wurde ihm zum Verhängnis. Eines Tages besuchte er eine Plantage, betrank sich, wurde verraten, gefangengenommen und bei lebendigem Leibe verbrannt.

Mackandals Rebellion konnte sich nicht voll entfalten, und während der hundert Jahre, die der Französischen Revolution vorausgingen, blieb sie der einzige Versuch einer organisierten Revolte. Die Sklaven schienen sich für immer und ewig in ihr Schicksal zu fügen, wenn auch hier und da einer freigelassen wurde oder sich freikaufte. Seitens der Sklavenhalter verlautete nichts über eine geplante Emanzipation. Die Kolonisten sagten, die Sklaverei sei notwendig, und mit diesem Argument war die Debatte für sie beendet. Die gesetzlich festgelegten Maßnahmen zum Schutz der Sklaven blieben ein Stück Papier angesichts des geflügelten Wortes, ein Mann könne mit seinem Eigentum verfahren, wie ihm beliebe. „Alle Gesetze zugunsten der Neger, so gerecht und human sie auch sein mögen, werden stets eine Verletzung des Besitzerrechts darstellen, solange sie nicht den Segen der Kolonisten genießen . . . Alle Eigentumsgesetze sind nur gerecht, wenn sie von der Meinung derer getragen werden, die als Eigentümer an ihnen interessiert sind.“ Das war zu Beginn der Französischen Revolution noch die verbreitete Ansicht der Weißen. Nicht nur Pflanzer, sondern auch Beamte machten es ganz klar: Was immer die Strafe für Sklavenmißhandlung sein mochte – nie konnte ihre Vollstreckung erzwungen werden. Die Sklaven sollten begreifen, daß sie keine Rechte hatten, die Frieden und Gedeihen der Kolonie gefährdeten. Darum zögerte ein Kolonist nicht, einen Sklaven, der ihn Tausende Franc gekostet hatte, zu verstümmeln, zu foltern oder zu ermorden. „Die Elfenbeinküste ist eine gute Mutter“, lautete ein koloniales Sprichwort. Sklaven waren jederzeit zu haben, und der Profit immer hoch.–

Der Negerkodex trat 1685 in Kraft. Hundert Jahre später, 1788, warf der Fall Le Jeune[14] ein bezeichnendes Licht auf die Wirklichkeit des Sklavenrechts und der Sklavenjustiz von San Domingo.

Le Jeune war ein Kaffeepflanzer in Plaisance. Als er argwöhnte, daß Gift die Ursache für die vielen Sterbefälle unter seinen Negern sei, ermordete er vier von ihnen und folterte zwei Frauen, um Geständnisse zu erpressen. Er röstete sie an Füßen, Beinen und Ellbogen, wobei er sie abwechselnd knebelte und die Knebel entfernte. Er erreichte nichts und drohte allen seinen französisch sprechenden Sklaven, sie gnadenlos umzubringen, wenn sie ihn zu denunzieren wagten. Doch Plaisance in der dicht bevölkerten Nordprovinz war seit jeher ein Zentrum fortschrittlicher Sklaven, und vierzehn gingen nach Le Cap, um Le Jeune gerichtlich zu belangen. Die Richter konnten nicht umhin, die Klage entgegenzunehmen. Sie ernannten eine Kommission, die auf Le Jeunes Pflanzung ermittelte und die Aussagen der Sklaven bestätigte. Der Untersuchungsausschuß fand tatsächlich die beiden Frauen. Sie waren eingeschlossen und angekettet, Ellbogen und Beine in Verwesung begriffen, aber sie lebten noch. Der Hals der einen war durch einen Eisenkragen so stark verletzt, daß sie nicht schlucken konnte. Le Jeune beschuldigte sie des Giftmords, der in seiner Plantage so lange gewütet habe. Als Beweismittel legte er eine Schachtel vor, die er, wie er sagte, den Frauen abgenommen hätte und in der Gift wäre. Aber nachdem man sie geöffnet hatte, stellte sich heraus, daß sie nichts als gewöhnlichen Tabak und Rattenmist enthielt. Eine Verteidigung war unmöglich, und als die beiden Frauen starben, verschwand Le Jeune, um sich der Verhaftung zu entziehen. Der Fall war klar. Bei der Voruntersuchung wiederholten die vierzehn Neger ihre Anklage Wort für Wort. Doch sieben weiße Zeugen sagten zu Le Jeunes Gunsten aus, und zwei seiner Verwalter entlasteten ihn pro forma von aller Schuld. Die Plantagenbesitzer Plaisances wandten sich mit einem Bittgesuch an den Gouverneur und den Intendanten und forderten, jedem Sklaven Le Jeunes fünfzig Peitschenhiebe zu verabreichen, weil sie ihn angezeigt hatten. Die Landwirtschaftskammer von Le Cap setzte sich dafür ein,

14 De Vaissière, *Saint Domingue*, S. 186–188.

daß Le Jeune lediglich von der Kolonie verbannt werde. Siebzig Pflanzer aus dem Norden stellten ein ähnliches Bittgesuch, und der Philadelphia-Kreis, ein kulturelles Zentrum San Domingos, wurde gebeten, sich für Le Jeune zu verwenden. Le Jeunes Vater verlangte einen Interventionsentscheid gegen ein Mitglied des amtlichen Untersuchungsorgans, weil er das Ergebnis seiner Ermittlungen anfechte. „Um es kurz zu machen", schrieben der Gouverneur und der Intendant an den Minister, „es hat den Anschein, daß die Sicherheit der Kolonie von einem Freispruch Le Jeunes abhängt." Dies stimmte, denn andernfalls wären die Sklaven schwerlich in Schach zu halten. Nach tausend Verzögerungen revidierten die Richter das Urteil, die Anklage wurde für null und nichtig erklärt und das Verfahren eingestellt. Der Kronanwalt forderte Berufung beim Obersten Rat von Port-au-Prince, der offiziellen Hauptstadt der Insel. Ganz Weiß-San-Domingo war auf den Beinen und bewaffnet. Der Intendant setzte das älteste Ratsmitglied als *rapporteur* ein; auf ihn, glaubte er, sei Verlaß; er werde der Gerechtigkeit dienen, aber da der Mann fürchtete, keinen Schuldspruch erreichen zu können, blieb er dem Gericht am Tage der Wiederaufnahme des Verfahrens fern, und der Rat sprach Le Jeune ein zweites Mal frei. Mochte die Kolonialregierung ihre Gesetze erlassen. Das weiße San Domingo duldete keine Einmischung in die Methoden, die dazu dienten, den Gehorsam der Sklaven aufrechtzuerhalten.[15]

Das war das Problem, das gelöst werden mußte. Von den Pflanzern gab es nichts zu erhoffen. In Frankreich war der Liberalismus noch erstrebenswertes Ziel und „Treuhänderschlacht", sein Feigenblatt, vorerst unbekannt. Doch auf der Woge der Men-

15 Die französischen Kolonisten bildeten keine Ausnahmen. Vgl. *Kenya* von Dr. Norman Leys, S. 176–180 zur Ermordung von zwei kenianischen Eingeborenen durch die Söhne eines Bischofs und eines Angehörigen des Hochadels ohne ernstliche Bestrafung der Täter. Auf S. 180 zitiert Dr. Leys den britischen Minister für die Kronkolonie, der 1924 ausführte: „Fälle dieser Art sind eine seltene Erscheinung in der Geschichte der Kolonie", und er fügt hinzu: „Eine alles andere als akkurate Erklärung." Dies soll keineswegs heißen, daß alle Bestialitäten von San Domingo in Afrika praktiziert werden. Die Herrschaftsformen sind jedoch exakt die gleichen, andernfalls könnten die von Dr. Leys festgestellten Bedingungen nicht existieren.

schenfreundlichkeit, die aus der bürgerlichen Revolte gegen den Feudalismus erwuchs, hatten Diderot und die Enzyklopädisten die Sklaverei angegriffen. „Mögen die Kolonien lieber zerstört werden als die Ursache so vieles Bösen sein", schlußfolgert die Enzyklopädie in ihrem Artikel über den Sklavenhandel. Aber solche Gefühlsausbrüche hatten weder damals noch haben sie heute irgendwelches Gewicht. Wortgefechte gegen die Sklaverei veranlaßten die Beobachter allenfalls zu einem – nicht ganz unberechtigten – Hohnlächeln. Man verglich die Autoren mit Ärzten, die dem Patienten gesundbeterische Beschwörungsformeln gegen eine tödliche Krankheit verschrieben.

Doch unter diesen „literarischen Gegnern" der Sklaverei gab es einen, der neun Jahre vor dem Fall der Bastille kühn zu einer Revolution der Sklaven aufrief und die leidenschaftliche Überzeugung äußerte, daß sie früher oder später kommen müsse, um Afrika und die Afrikaner zu befreien. Es war ein Geistlicher, Abbé Raynal, und er predigte seine revolutionäre Lehre in der *„Philosophischen und politischen Geschichte der Institutionen und des Handels der Europäer in beiden Indien"*, einem zu seiner Zeit berühmten Buch. Dieses Werk gelangte in die Hände eines Sklaven, der alle Voraussetzungen dazu hatte, es als Anleitung zum Handeln zu betrachten: Toussaint L'Ouverture.

„Die natürliche Freiheit ist das Recht, das die Natur einem jeden gegeben hat, damit er sich seinem Wunsche entsprechend einrichte . . ."

„Der Sklave, ein Spielball der Verworfenheit, steht unter dem Hund, den der Spanier gegen den Amerikaner losließ . . ."

Das sind denkwürdige und ewige Wahrheiten – die Basis aller Moralität, das Fundament jeder Regierung. Wird man sie anfechten? Ja! . . ."

Und die berühmteste Stelle:

„Wenn sich eine Nation und ihre Herren von Eigennutz allein leiten lassen, dann siegt eine andere Kraft. Die Natur spricht in vernehmlicheren Tönen als Philosophie oder Eigennutz. Heute schon gibt es zwei Kolonien flüchtiger Neger, die durch Verträge und Macht gegen Angriffe geschützt werden. Solches Wetterleuchten kündigt Gewitter an. Es bedarf nur eines mutigen

Anführers. Wo ist er, jener große Mann, dem die Natur ihre geplagten, gequälten und geschundenen Kinder anvertraut? Wo ist er? Zweifellos wird er erscheinen; er wird hervortreten und die heilige Standarte der Freiheit erheben. Die Gefährten seines Unglücks werden sich um dieses Zeichen scharen. Ungestümer als reißende Ströme werden sie überall die unauslöschlichen Spuren ihrer Empörung hinterlassen. Überall segnen die Menschen den Namen des Helden, der die Rechte des Menschengeschlechts wiederhergestellt hat; überall werden sie ihm zu Ehren ihr Siegeszeichen erheben."

Wieder und wieder las Toussaint diese Stelle: „Es bedarf nur eines mutigen Anführers. Wo ist er?" Ein mutiger Anführer wurde gesucht. Es ist die Tragödie von Massenbewegungen, daß sie eine geeignete Führung brauchen und sie nur zu selten finden. Doch auch so manches andere tat not.

Die Menschen machen ihre Geschichte selbst, und die schwarzen Jakobiner San Domingos sollten eine Geschichte machen, die das Schicksal von Millionen veränderte und die Ökonomie dreier Kontinente in neue Bahnen lenkte. Doch wenn sie auch die Gelegenheit nutzen konnten, so vermochten sie diese doch nicht zu schaffen. Der Sklavenhandel und die Sklaverei waren eng mit dem Wirtschaftsgefüge des achtzehnten Jahrhunderts verwoben. Drei Kräfte, die Besitzenden San Domingos, das französische Bürgertum und die britische Bourgeoisie verdienten an der Verwüstung eines Kontinents und der brutalen Ausbeutung von Millionen. Solange zwischen ihnen ein Gleichgewicht bestand, ging der Sklavenhandel weiter. Doch nichts, so profitabel es auch sein mag, besteht für alle Zeiten. Mittels der Triebkräfte ihrer eigenen Entwicklung erzeugten die kolonialen Plantagenbesitzer, die französischen und britischen Bourgeois, innere Spannungen, verstärkten sie äußere Rivalitäten, beschworen sie blindlings Katastrophen und Konflikte herauf, die die Grundlage ihrer Herrschaft erschüttern und die Möglichkeit der Emanzipation schaffen mußten.

II

Die Besitzer

Die Plantagenbesitzer von San Domingo, die britische und die französische Bourgeoisie – unter diesen drei gesellschaftlichen Kräften waren die Plantagenbesitzer die erste und bedeutendste.

Auf einem Boden wie dem der Sklaverei San Domingos konnte nur eine verderbte Gesellschaft gedeihen, und die äußeren Bedingungen waren kaum geeignet, den der Produktionsmethode innewohnenden demoralisierenden Faktoren entgegenzuwirken.

San Domingo ist eine Insel mit Gebirgsketten, die sich stellenweise sechstausend Fuß über den Meeresspiegel erheben. Hier entspringen zahllose Bäche und verschmelzen zu Flüssen, die die Täler und nicht unbeträchtliche Ebenen zwischen den Hügeln bewässern. Die Nähe des Äquators verleiht der natürlichen tropischen Üppigkeit eine ungewöhnliche Vielfalt, und die künstliche Vegetation steht der natürlichen nicht nach.

Feld an Feld umschloß das hellgrüne, niedrige, von der Brise geriffelte Zuckerrohr die Fabrik und die Wohnhäuser wie ein Meer; über den Halmen wogten die fünf Fuß langen Blätter der Bananenbäume, in der Nähe der Wohnungen die Palmenzweige, die einen makellos runden, unbelaubten Stamm von sechzig bis siebzig Meter Höhe krönten und wie riesige Schwingen ein ständiges beruhigendes Rauschen erzeugten, während die Wipfel fernerer Palmengruppen riesigen Schirmbündeln glichen und den ausgedorrten, sonndurchglühten Reisenden zu erwarten schienen. Die Mango- und Orangenbäume, die einzeln standen oder Haine bildeten, präsentierten sich zur Reifezeit als eine Masse grüner Blätter und roter und goldener Früchte. Tausende kleiner, hübscher Kaffeebäume gediehen auf den Hängen der Hügel, und die schroffen, steilen Berge waren bis zu den

Habitation (Mouvaux) Côte d'Ivoire

Gipfeln mit üppigem tropischem Gestrüpp und edlen Hartholzwäldern bewachsen. Entzücken ergriff den Reisenden aus Europa beim ersten Anblick dieses Paradieses, in dem zu seiner Überraschung und von ihm bewundert die geordnete Schönheit der Agrikultur und die reichhaltige Fülle einer verschwenderischen Natur miteinander wetteiferten.

Doch die Pracht war monoton; jahraus, jahrein, Tag für Tag blieb sich alles gleich, üppig grün während der feuchten Jahreszeit, ein bißchen bräunlich während der trockenen, die Szenerie war immer herrlich. Freilich, dem Kolonisten, der die Landschaft seit jeher kannte, bedeutete sie wenig, und in dem Einwanderer, der sich anfangs begeistert und sehr angetan gezeigt hatte, erzeugte die Monotonie eine Gleichgültigkeit, die sich zur bewußten Abneigung entwickeln konnte. Immer währte die Sehnsucht nach einem Wechsel der Jahreszeiten.

Das Klima war unangenehm, für die Europäer des achtzehnten Jahrhunderts ohne das moderne Wissen um tropische Hygiene nahezu unerträglich. Die glühende Sonne und die starke Luftfeuchtigkeit forderten zahlreiche Opfer unter den Ankömmlingen, Europäern und Afrikanern gleichermaßen. Der Afrikaner starb, aber von den Europäern waren diese Krankheiten, denen sie trotz ihres Wissens und ihrer Erfahrung hilflos ausgeliefert waren, sehr gefürchtet. Fieber und Ruhr während der heißen Jahreszeit, Erkältung, Rheuma, Nasenkatarrh und Diarrhöe während der feuchten; und allezeit eine Arbeitsscheu, die durch Schlemmerei und die Trägheit des Überflusses gefördert wurde, um so mehr, als für jede Dienstleistung Scharen von Sklaven zur Verfügung standen.

Der weiße Koloniebewohner ließ sich gehen, von Kindheit an. „Ich will ein Ei", sagte ein Kind. „Kein Ei da", hieß es. „Dann will ich zwei." Dieser berüchtigte Witz war bezeichnend. Zu dem ungesunden Klima und der Nachsicht, die bei jedem Wunsch geübt wurde, kamen die offene Zügellosigkeit und gewohnheitsmäßige Grausamkeit der Eltern, die Menschenverachtung, die das Kind überall umgaben.

Die Unwissenheit, die dem ländlichen Leben vor der industriellen Revolution anhaftete, paarte sich mit Jähzorn und dem elitären Dünkel, unangefochtener Herr über Leben und Tod Hunderter zu sein. Die Plantagen lagen oft Meilen voneinander

entfernt, und bei der Reise zu Pferd und den wenigen schlechten Straßen in dem gebirgigen Land waren Zusammenkünfte mit den Nachbarn schwierig und selten. Die Plantagenbesitzer haßten dieses Leben und waren nur bestrebt, genug Geld zu machen, um sich dann in Frankreich zur Ruhe setzen zu können oder wenigstens einige Monate in Paris zu verbringen und die Annehmlichkeiten der Zivilisation ausgiebig zu genießen. Das reichliche Angebot an Nahrung und Getränken begünstigte die Herausbildung jener Gastfreundschaft, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat; aber die meisten großen Häuser waren im Gegensatz zur Legende dürftig möbliert. Ihre Eigentümer betrachteten sie als Absteigequartiere für die Zeiten zwischen den Reisen nach Paris. Ihre übermäßige Muße und Langeweile versuchten sie mit Essen, Trinken, Würfelspiel und schwarzen Frauen zu bekämpfen. So hatten sie schon lange vor 1789 den einfachen Lebensstil und die urwüchsige Energie jener namenlosen, einstigen Begründer der Kolonie verloren. Ein Verwalter, ein Aufseher und einige intelligente Sklaven reichten aus, um ihre Plantagen zu leiten. Sobald sie es sich leisten konnten, verließen sie die Insel, um nach Möglichkeit nie zurückzukehren, obwohl sie in Frankreich keineswegs eine so reiche und mächtige gesellschaftliche und politische Kraft darstellten wie ihre westindischen Standesbrüder in England.

Die Frauen waren den gleichen verderblichen Einflüssen ausgesetzt. In den ersten Jahren der Kolonialzeit hatte man sie wie Sklaven und Maschinen ins Land geholt. Die meisten jener frühen weiblichen Ankömmlinge kamen aus dem Abschaum der Pariser Gosse. So gelangten „Körper, die so korrupt wie ihre Manieren waren", auf die Insel „und dienten lediglich dazu, die Kolonie zu infizieren."[1] Ein anderer Beamter, der Frauen anforderte, ersuchte die Behörden, nicht die „häßlichsten, die sie in den Krankenhäusern finden konnten", zu entsenden. Selbst 1743 noch beklagte sich das offizielle San Domingo darüber, daß Frankreich immer noch Mädchen schicke, deren „Fortpflanzungsfähigkeit durch Überbeanspruchung meistenteils zerstört". sei.

Pläne, ein Bildungswesen zu schaffen, wurden nie verwirk-

1 De Vaissière, *Saint Domingue*, S. 77–79.

licht. Mit wachsendem Reichtum gingen die Töchter der wohlhabenderen Plantagenbesitzer nach Paris, erhielten ein oder zwei Jahre schulischen Schliff und heirateten einen Angehörigen des verarmten französischen Adels. Doch in der Kolonie verbrachten sie ihre Zeit, indem sie sich herausputzten, alberne Lieder sangen und dem Klatsch und den Schmeicheleien ihrer Dienerinnen lauschten. Überernährung, Nichtstun und ewige Eifersucht auf die schwarzen Frauen und Mulatinnen, die so erfolgreich um die Gunst des Gatten oder Freundes warben, förderten ihre Hauptbeschäftigung, leidenschaftliche Liebe.

Zu den Männern unterschiedlicher Rassen, Klassen und Stände, aus denen sich die Bevölkerung anfangs zusammengesetzt hatte, war im Laufe der Jahre eine einheitliche, in sich geschlossene Gruppe hinzugetreten, die Sprößlinge der französischen Aristokratie. Richelieu hatte die französischen Edelleute ihrer politischen Macht beraubt und Ludwig XIV. hatte sie zu einem dekorativen und administrativen Anhang der absoluten Monarchie gemacht, aber ihre jüngeren Söhne fanden in San Domingo Gelegenheit, ihre untergrabene Position neu zu festigen und das Leben des Landmagnaten zu führen, was ihnen in Frankreich jetzt versagt blieb. Sie kamen als Offiziere oder Beamte und blieben, um ein Vermögen zu machen und eine Familie zu gründen. Sie befehligten die Miliz und sprachen in primitiver Weise Recht. Sie waren arrogant und verschwenderisch, aber sie bildeten eine nicht unbedeutende Gruppe innerhalb der weißen Bevölkerung San Domingos und fügten die stark differenzierte und aus so vielen gegensätzlichen Elementen bestehende Gesellschaft fester zusammen. Doch weder ihre Bildung, noch ihre Traditionen noch ihr Stolz schützten sie vor der verbreiteten Korruption. Das zeigt ein Blick auf „die de Vaudreils, einen Châteauneuf oder Boucicaut, den letzten Nachkommen des berühmten Marschalls von Frankreich, einen Mann, der sein Leben zwischen einer Schale Rum und einer Negerkonkubine verbrachte."[2]

2 De Vaissière, *Saint Domingue*, S. 217.

Das Stadtleben ist die Amme der Zivilisation, aber abgesehen von Port-au-Prince, der Hauptstadt, und Cap François waren die Städte San Domingos auf dem Höhepunkt der Wirtschaftsblüte nur wenig mehr als Dörfer. Saint Marc zählte 1789 hundertfünfzig Häuser, Môle Saint-Nicolas, das Gibraltar des Karibischen Meeres, zweihundertfünfzig; Léogane, eine der wichtigsten Städte der Westprovinz, bestand aus drei- bis vierhundert Häusern, die fünfzehn Straßen bildeten; Jacmel, eine Schlüsselstadt des Südens, hatte ganze vierzig Häuser. Selbst Cap François, das Paris der Antillen und der Lagerplatz des Europahandels, wies eine Bevölkerung von nur zwanzigtausend Menschen auf, und die Hälfte waren Sklaven. Doch Le Cap, wie man den Ort vertraulich nannte, war damals eine berühmte Stadt und auf ihre Weise einzigartig. Hier herrschte stets ein reges Treiben. Schiffe füllten den Hafen und Waren die Straßen. Aber auch dieser Ort trug den Stempel jener Barbarei, die mit allem, was San Domingo betraf, untrennbar verbunden zu sein schien. Einer der namhaftesten Historiker der Kolonialzeit, Moreau von Saint-Méry, gibt zu, daß die Straßen Kloaken waren und daß die Leute sämtliche Abfälle hinauswarfen. Vergeblich bat die Regierung das Volk, die Straßen nicht zu verschmutzen, Fäkalien sorgsam zu beseitigen, Schafe, Schweine, Ziegen nicht frei herumlaufen zu lassen. Niemand beachtete diese Ermahnungen.

Im Wasser der einzigen Quelle, die Port-au-Prince, die offizielle Hauptstadt der Kolonie, versorgte, wuschen die Menschen ihre Sachen, stellten sie Indigo her und weichten sie Maniok. Trotz wiederholter Verbote fuhren sie fort, ihre Sklaven auf öffentlichen Straßen zu schlagen. Doch auch die Behörden leisteten nichts Mustergültiges. Hatte es in der Nacht geregnet, konnte man am nächsten Tag nicht durch die Stadt gehen. Ströme von Wasser füllten die Seitengräben, in denen die Kröten quakten. De Wimpffen nannte Port-au-Prince ein Tatarenlager, und Moreau de Saint-Méry, selber ein Koloniebewohner, verwahrt sich zwar gegen die Schärfe dieses Ausdrucks, gibt aber zu, daß er nicht ganz unzutreffend war.

Die Städte galten als kulturelle Zentren. In Le Cap gab es verschiedene Freimaurerlogen und andere Gesellschaften. Die berühmteste war der Philadelphia-Kreis, der sich mit Politik, Philosophie und Literatur befaßte. Doch die hauptsächliche Lektüre

der Bevölkerung bildeten frivole Romane. Außerdem sorgten Theater für die Unterhaltung – nicht nur in Le Cap und Port-au-Prince, sondern auch in solchen kleinen Städten wie Léogane und Saint Marc, wo zeitgenössische Melodramen und Sensationsstücke vor vollbesetzten Häusern gespielt wurden. 1787 gab es allein in Port-au-Prince drei Theatergruppen.

Ihren Mangel an geistigem Leben machten die Städte durch alle möglichen Ausschweifungen wett. Da gab es Spielhöllen (denn jedermann in San Domingo spielte, und während weniger Tage wurden ganze Vermögen gewonnen und verloren), Tanzsäle und private Bordells, durch die die Mulatinnen in solchem Komfort und Luxus lebten, daß von den siebentausend, die es 1789 in San Domingo gab, fünftausend entweder Prostituierte oder fest engagierte Mätressen weißer Männer waren.

Die Ordensbrüder, statt einen mäßigenden Einfluß auszuüben, waren berüchtigt für ihre Verderbtheit und mangelnde Ehrerbietung. In den ersten Jahren setzten sie sich hauptsächlich aus Mönchen ohne Kutte zusammen. Später traf ein besserer Schlag von Priestern ein, aber in der pomphaften, überspannten Gesellschaft widerstanden nur wenige der Versuchung, leicht zu Geld zu kommen, ein leichtes Leben und leichte Frauen zu haben. Viele lebten offen mit ihrer Konkubine zusammen. Ihre Geldgier führte dazu, daß sie die Neger ebenso unbarmherzig ausbeuteten wie der restliche Teil der weißen Bevölkerung. Etwa in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts pflegte einer von ihnen dieselben Neger sieben- oder achtmal zu taufen, denn die Zeremonie gefiel den Sklaven, und sie waren immer wieder bereit, dafür eine kleine Summe zu bezahlen. Ein anderer machte 1790 noch den schwarzen Magikern Konkurrenz, um gegen die Kupfermünzen der Sklaven vor Krankheit schützende Zaubermittel und glückbringende Talismane zu verkaufen.

Die städtischen Kaufleute und Agenten der Handelsbourgeoisie galten zusammen mit den Pflanzern als Große Weiße. Die Verwalter und Vorsteher auf den Plantagen unterstanden dem Eigentümer oder waren während dessen Abwesenheit seine Vertreter und ihm folglich untergeben. Diese ländliche Schicht wurde zusammen mit den städtischen Anwälten, Notaren, Angestell-

ten, Krämern als die Kleinen Weißen bezeichnet.[3] Zu den Kleinen Weißen rechnete man auch die Stadtvagabunden, flüchtige Straftäter, entlaufene Galeerensklaven, Schuldner, die ihre Rechnungen nicht begleichen konnten. Glücksritter, die das Abenteuer suchten oder rasch ein Vermögen machen wollten, Verbrecher jeder Art, Männer aller Nationalitäten. Aus der Unterwelt zweier Kontinente kamen sie, Franzosen, Spanier, Malteser, Italiener, Portugiesen und Amerikaner; denn was immer die Herkunft eines Menschen sein mochte, wie auch sein Ruf und Charakter beschaffen waren – die weiße Haut erhob ihn zu einer Person besonderer Qualität, und scharenweise strömten Verfolgte und gescheiterte Existenzen nach San Domingo, wo sie für einen niedrigen Preis einen geachteten Platz errangen, wo das Geld rollte und es reichlich Gelegenheit zur Ausschweifung gab.

Kein Kleiner Weißer war ein Diener, kein Weißer verrichtete eine Arbeit, die ein Neger für ihn tun konnte. Ein Barbier erschien im Seidengewand vor dem Kunden, der ihn bestellt hatte. Er hielt den Hut in der Hand, trug einen Degen an der Seite, einen Stock unter dem Ellbogen, und vier Neger folgten ihm. Einer von ihnen kämmte das Haar, ein anderer frisierte, ein dritter ondulierte und der vierte erledigte alles übrige. Während der Arbeit überwachte der Herr jeden Handgriff. Bei dem geringsten Versäumnis, bei dem kleinsten Fehler versetzte er dem unglücklichen Sklaven einen so heftigen Faustschlag ins Gesicht, daß der Getroffene oftmals zu Boden stürzte. Der Sklave stand ohne zu murren auf und setzte seine Tätigkeit fort. Die Hand, die ihn niedergeschlagen hatte, schloß sich um ein enormes Entgeld, und der Barbier entfernte sich so dreist und vornehm, wie er erschienen war.

Diesem Typ waren Rassenvorurteile wichtiger als der Besitz ihrer paar Sklaven. Für solche Menschen hatte der Unterschied zwischen einem Weißen und einem Farbigen fundamentale Bedeutung. Das war ein Grundsatz, und er bedeutete alles. Um ihn zu verteidigen, hätten die Sklavenhalter ihre ganze Welt hergegeben.

---

3 Diese sollten nicht mit den heutigen „armen Weißen" in Amerika oder Südafrika verwechselt werden, von denen sich einige – besonders in Amerika – mit einem fast so niedrigen Lebensstandard wie die Schwarzen ihrer Gemeinde begnügen müssen.

Die weiße Bevölkerung San Domingos erschöpfte sich nicht in den Großen und den Kleinen Weißen. Über beiden thronte die Bürokratie, die sich fast ausschließlich aus gebürtigen Franzosen zusammensetzte und die Regierung der Insel bildete. An der Spitze der Bürokratie standen der Gouverneur und der Intendant. Der Gouverneur war der offizielle Vertreter des Königs, ausgestattet mit sämtlichen Machtbefugnissen, die sich aus dieser Stellung ergaben. Sein offizielles Gehalt konnte bis zu 100 000 Livre[4] jährlich betragen. Dazu kamen die üblichen Einnahmen, die im achtzehnten Jahrhundert mit einem derartigen Posten genauso zwangsläufig verknüpft waren, wie sie es im zwanzigsten sind. So einem Spitzenbeamten wurden Konzessionen übertragen, er war stiller Vertreter für europäische Handelsware in den Kolonien und für koloniale Handelsware in Europa. Ein französischer Adliger war nicht minder erpicht darauf, Gouverneur San Domingos zu werden, als sein britisches Gegenstück nach der Vizekönigswürde von Indien gierte. 1787 war der Bruder des französischen Botschafters in London Gouverneur von San Domingo, und er gab sein Amt auf, um Marineminister zu werden.

Unter dem Gouverneur stand der Intendant, der für Justiz, Finanzen und allgemeine Verwaltung verantwortlich zeichnete und mitunter 80 000 Livre Jahreseinkommen bezog. Der Gouverneur war Soldat und Aristokrat, der Intendant Bürokrat, und zwischen Militär und Zivilisten gab es ständig Reibereien, aber gegenüber den ansässigen Weißen vertraten sie und ihr Stab, die Distriktkommandanten und oberen Beamten, die Macht des Königs und die Geschäftsprivilegien der französischen Bourgeoisie. Sie konnten ohne Haftbefehl verhaften, sich den Weisungen des Ministers widersetzen, die Mitglieder der lokalen Räte zum Rücktritt zwingen, Beschlagnahmung aussprechen, Steuern erhöhen – kurzum, ihrer Willkür waren keine legalen Grenzen gesetzt. „Gott war zu hoch und der König zu weit."

Die Kolonisten haßten sie. Zu ihrer absoluten Macht kamen Verschwendungssucht und Überspanntheit. Amtsmißbrauch war an der Tagesordnung und enorm. Den ortsansässigen Weißen begegneten sie so arrogant und überheblich, daß es die kleinen

4 1 Livre entspricht ⅔ eines Franc.

Machthaber mit ihren zwei- oder dreihundert Sklaven erbitterte. Es gab gute und schlechte Gouverneure, gute und schlechte Intendanten, wie es gute und schlechte Sklavenhalter gab, doch das hing ganz vom Zufall ab. Das System selbst war durch und durch schlecht.

Es gab einige Bestrebungen für größere Eigenständigkeit. Sowohl in Le Cap als Port-au-Prince existierten Räte, die alle möglichen Edikte und die Entscheidungen der lokalen Regierung registrierten. Kurz vor Ausbruch der Revolution wurde auch ein Rat der reichsten und mächtigsten Weißen ernannt. Man nahm an, daß er die öffentliche Meinung vertrat. Doch wie der Gouverneur im heutigen britischen gesetzgebenden Rat hatte der Intendant damals die Wahl, die Empfehlungen seines Rates nach eigenem Ermessen zu akzeptieren oder zurückzuweisen.

Die Bürokratie konnte sich nicht allein auf die beiden französischen Regimenter in der Kolonie stützen, denn die Quelle ihrer Macht lag Tausende Meilen entfernt. 1789 zählte die weiße Bevölkerung San Domingos rund dreißigtausend Menschen, aber es gab nur fünfhundertdreizehn Beamte. Ohne eine gewisse Massenbasis wäre Regieren unmöglich gewesen. Aus Frankreich brachten die Bürokraten die traditionelle Feindschaft der absoluten Monarchie gegenüber der politischen Macht der Feudalaristokratie mit, und in den Kleinen Weißen von Stadt und Land suchten sie ein Gegengewicht zur Macht der Plantagenbesitzer. Die Hauptklage der Kleinen Weißen galt der Miliz, die in den Distrikten Polizeigewalt ausübte und die Rechtsprechung und Finanzwirtschaft des Intendanten häufig behinderte. Für diese Beschwerden hatte der Intendant stets ein offenes Ohr. 1760 ging ein Intendant so weit, die Miliz völlig aufzulösen und an ihrer Stelle Bevollmächtigte zu ernennen. Die Kolonie geriet in Aufruhr. Die Regierung sah sich gezwungen, die Miliz erneut zu etablieren und die frühere militärische Macht wiederherzustellen. Sogleich erlebte die Insel einen Aufstand, der von den Friedensrichtern, Rechts- und Staatsanwälten und Notaren angeführt wurde. Die Plantagenbesitzer murrten, die Spitzen der Rebellion kämen aus den untersten Schichten der Bevölkerung, in einem Distrikt handle es sich um drei portugiesische Juden, einen Notar, einen Vorsteher, einen Schneider, einen Schuster, einen Fleischergehilfen und einen ehemaligen gemeinen Soldaten. Die

Verachtung der Pflanzer für die Aufrührer kannte keine Grenzen. „Von diesen Schurken, die da Unruhe stiften, können wir mit Fug und Recht sagen, daß sie die gemeinsten Kanaillen sind, deren Väter und Mütter Lakaien oder Hausdiener oder noch geringerer Herkunft waren."[5] Doch die niedrige Herkunft rechtfertigte nicht den Angriff der Plantagenbesitzer. Schneider, Fleischer und einfache Soldaten sollten in der Französischen Revolution eine entscheidende Rolle spielen und durch ihre spontanen Anstrengungen Paris gegen die einheimische und ausländische Konterrevolution schützen, nur – die meisten der Kleinen Weißen waren entbehrliche Leute und füllten in der Wirtschaft der Kolonie keine wichtige Funktion aus. Wenn sie alle von der Insel deportiert worden wären, hätten freie Mulatten, freie Schwarze oder sogar Sklaven ihre Arbeit verrichtet. Sie bildeten keinen integrierenden Teil der Gesellschaft San Domingos, weder ihrer Tätigkeit noch ihrer Herkunft oder der Tradition nach. Doch sie waren Weiße und als solche der Bürokratie nützlich. 1771 beschwert sich der Intendant erneut über die militärische Tyrannei. „Seit die Miliz wieder aufgestellt wurde, berauben die Offiziere die Richter tagtäglich ihrer Vorrechte", klagt er.

Dies also ist die erste bedeutsame Spaltung, die Trennung in Große Weiße und Kleine Weiße. Die Bürokratie balancierte zwischen ihnen hin und her und ermutigte die kleinen Weißen. In dem Moment, wo die Französische Revolution ausbricht, werden beide Gruppen aufeinanderprallen und sich einen Entscheidungskampf liefern.

Es gab eine weitere Klasse von freien Menschen in San Domingo, die freien Mulatten und freien Schwarzen. Weder die Gesetzgebung noch das Anwachsen der Rassenvorurteile beseitigten die Anziehungskraft, die schwarze Frauen auf die weißen Männer San Domingos ausübten. Das galt für die Vertreter aller Klassen: besitzlose Freie von der Küste, den Pflanzer oder Aufseher, der sich eine Sklavin aussuchte, mit der er die Nacht verbrachte, und die er am nächsten Morgen aus dem Bett zur Peitsche des Sklaventreibers jagte. Nicht einmal ein Gouverneur, der

5 De Vaissière, *Saint Domingue*, S. 145–147.

gerade erst angekommen war, entging der Versuchung. Er stellte verwirrt fest, daß ihn die Leidenschaft für die hübscheste seiner vier schwarzen Dienerinnen gepackt hatte.

In den frühen Tagen war jeder Mulatte bis zum vierundzwanzigsten Lebensjahr frei, nicht aufgrund eines Gesetzes, sondern weil die Zahl der Weißen im Verhältnis zu den Sklaven so gering war, daß die Herren diese Zwischenschichten lieber an sich binden wollten, als zuzulassen, daß sie die Reihen ihrer Feinde stärkten. Anfangs waren die Rassenvorurteile weniger ausgeprägt. Der Negerkodex aus dem Jahre 1685 gestattete die Heirat zwischen einem Weißen und einer Sklavin, die von ihm Kinder hatte. Durch die Eheschließung wurden sie und ihre Nachkommen frei. Der Kodex räumte den freien Mulatten und den freien Negern die gleichen Rechte wie den Weißen ein. Doch als die weiße Bevölkerung zunahm, mißachtete sie die Konvention. Nunmehr verkaufte ein Weißer in San Domingo seine zahlreichen Kinder genauso wie irgendein König im afrikanischen Dschungel. Alle Anstrengungen, ein Konkubinat zu verhindern, schlugen fehl. So wuchs die Zahl der Mulatten weiter, und dem Vater oblag es zu entscheiden, wer Sklave blieb, wer nicht. Viele wurden freigelassen, wurden Handwerker oder Hausdiener. Sie begannen, Eigentum anzuhäufen, und die Weißen, die ständig dazu beitrugen, die Zahl der Mulatten zu vergrößern, ersannen boshafte Gesetze, um sie zu behelligen und in ihrer Bewegungsfreiheit einzuengen. Sie wälzten so viele Lasten des Landes wie möglich auf sie ab. Wenn ein Mulatte mündig wurde, mußte er der *maréchaussée* beitreten, der berittenen Polizei, die flüchtige Neger aufspürte, Reisende auf den Landstraßen beschützte, aufsässige Neger gefangennahm, gegen die in den Bergen lebenden Maroons kämpfte, kurz, jede schwierige und gefährliche Aufgabe, die von den Weißen befohlen werden mochte, hatte diese Truppe zu erfüllen. Nach dreijährigem Dienst in der *maréchaussée* traten die Mulatten der lokalen Miliz bei. Für Waffen, Munition und Ausrüstung mußten sie selbst sorgen. Ohne Sold oder irgendeine Zuwendung dienten sie nach Gutdünken des zuständigen weißen Offiziers. Solche Pflichten wie die Instandhaltung der Straßen wurden ihnen besonders streng aufgebürdet. Dienststellen der Marine und des Militärs blieben ihnen verschlossen, ebenso alle öffentlichen Ämter und Vertrauensstellungen; unter-

sagt war ihnen auch, die Tätigkeit eines Juristen, Arztes oder Geistlichen auszuüben. Ein Weißer konnte sich am Eigentum eines Mulatten vergreifen, seine Frau oder seine Tochter verführen, ihm in jeder beliebigen Form zu nahe treten, und er durfte sicher sein, daß bei der geringsten Äußerung von Ärger oder Androhung von Sühne sämtliche Weißen und die Regierung gegen den Mulatten vorgehen würden und bereit waren, ihn zu lynchen. Gerichtliche Entscheidungen fielen fast immer zu Ungunsten des Mulatten aus. Der Terror war ein Mittel, die farbigen Freien unterwürfig zu machen. Erhob einer die Hand gegen einen Weißen, so wurde ihm ohne Rücksicht auf seine gesellschaftliche Stellung der rechte Arm abgeschlagen.

Doch eine glückliche Fügung wollte es, daß es für sie keine Eigentumsbegrenzung gab, etwa wie auf den englischen Inseln. Da sie kräftig und intelligent waren, ihre Unternehmen selbst leiteten und ihr Vermögen nicht durch extravagante Reisen nach Paris verplemperten, gelangten sie als Handwerksmeister und Firmeninhaber zu Wohlstand. Doch in dem Maße, wie sie sich etablierten, verwandelten sich der Neid und die Mißgunst der weißen Kolonisten in wilden Haß und in Furcht. Sie unterteilten die Nachkommen von Weißen und Schwarzen in hundertachtundzwanzig Kategorien. Da gab es den echten Mulatten, das Kind einer rein schwarzen Mutter und eines rein weißen Vaters. Das Kind eines Weißen und einer Mulattin war die oberste Stufe des *quarteron*. Es hatte sechsundneunzig weiße und zweiunddreißig schwarze Anteile. Doch ein *quarteron* konnte auch von einem Weißen und einer *marabou* im Verhältnis achtundachtzig zu vierzig oder von einem Weißen und einer *sacatra* im Verhältnis zweiundsiebzig zu sechsundfünfzig und so weiter gezeugt werden. Wie gesagt, insgesamt gab es hundertachtundzwanzig Varianten, aber ein *sang-mêlé* mit hundertsiebenundzwanzig weißen Anteilen und einem schwarzen war noch ein Farbiger.

In einer Sklavenhaltergesellschaft ist der bloße Besitzer der persönlichen Freiheit ein kostbares Gut, und die Gepflogenheiten des antiken Griechenland und Rom bezeugen, daß die strengen Gesetze gegenüber Sklaven und Freigelassenen mit der Rassenfrage nichts zu tun haben. Hinter der ausgeklügelten Narretei um *quarteron*, *sacatra* und *marabou* verbarg sich der alles beherrschende Faktor der Gesellschaft von San Domingo: Die

Angst vor den Sklaven. Die Mütter und unter Umständen auch die Halbbrüder der Mulatten gehörten Sklavengruppen an, und so sehr ein Mulatte die eine Hälfte seiner Herkunft verachten mochte – bei Sklaven waren die Mulatten angesehen. Nicht nur, daß er es zu Wohlstand und Bildung gebracht hatte – hier konnte er einen Einfluß gewinnen, der einem Weißen versagt blieb. Durch physischen Terror wurde der Sklave gefügig gehalten, und das auffälligste Erkennungsmerkmal – die schwarze Hautfarbe – brachte man mit seiner Unterlegenheit und Unterdrückung in Zusammenhang. Da nur wenige von ihnen lesen konnten, zögerten die Kolonisten nicht, öffentlich zu erklären: „Es ist wesentlich, den großen Unterschied zwischen jenen, die gehorchen, und jenen, die befehlen, aufrechtzuerhalten. Eines der sichersten Mittel, dies zu erreichen, ist, den Stempel, den die Sklaverei einmal aufgedrückt hat, zu verewigen." Kein Mulatte, wie stark die weißen Anteile überwiegen mochten, durfte je den Namen seines weißen Vaters annehmen.

Trotz dieser Beschränkungen kamen die Mulatten weiterhin voran. 1755, reichlich drei Generationen nach dem Erlaß des Negerkodex, bildeten sie in der Kolonie eine ernstzunehmende Kraft, und ihre wachsende Zahl und ihr sich mehrender Reichtum beunruhigten die Weißen.

Einem Bericht[6] zufolge lebten sie wie ihre Vorfahren von einheimischem Gemüse, tranken sie keinen Wein, sondern begnügten sich mit einem Getränk, das sie aus Zuckerrohr brauten, so daß ihr persönlicher Konsum nicht dazu beitrug, den wichtigen Handel mit Frankreich zu fördern. Ihr einfacher Lebensstil und ihre geringen Ausgaben versetzten sie in die Lage, Jahr für Jahr den größten Teil ihres Einkommens beiseite zu legen. Sie akkumulierten ein gewaltiges Kapital und wurden mit wachsendem Reichtum arroganter. Sie erwarben alle Immobilien, die in den einzelnen Distrikten zum Verkauf angeboten wurden, und schraubten die Preise so in die Höhe, daß Weiße, die weniger wohlhabend waren, nicht kaufen konnten oder sich ruinierten, wenn sie mit ihnen Schritt halten wollten. In einigen Distrikten besaßen sie die schönsten Grundstücke, und doch fanden sie sich überall zuletzt bereit, die obligatorischen Straßenarbeiten oder

6 De Vaissière, *Saint Domingue*, S. 222.

öffentlichen Abgaben zu leisten. Ihre Plantagen waren Zufluchtsort und Asyl für die Freigelassenen, die weder Arbeit noch einen Beruf hatten, und für flüchtige Sklaven. Da sie reich waren, imitierten sie die Lebensweise der Weißen und suchten alle Spuren ihrer Herkunft zu tilgen. Sie erstrebten hohe Posten in der Miliz. Einige, die aufgrund besonderer Fähigkeiten den Makel ihrer Geburt vergaßen, liebäugelten mit einer Stelle im Rechtswesen. Wenn diese Entwicklung weiterginge, würden sie bald in angesehene Familien einheiraten und diese mit Angehörigen der Sklavengruppen, aus denen die Mütter der Emporkömmlinge hervorgegangen waren, verschwägern.

Das war nicht etwa giftiges Gegeifer irgendeines eifersüchtigen Kolonisten. So stand es in einem offiziellen Memorandum der Bürokratie an den Minister. Zahlenmäßige Zunahme und wachsender Reichtum verliehen den Mulatten Selbstvertrauen und verstärkten ihren Zorn über die Erniedrigung, die sie erfuhren. Einige schickten ihre Kinder schon zur Ausbildung nach Frankreich, und in Frankreich gab es – auch schon hundert Jahre vor der Revolution – wenig Rassenvorurteile. Bis 1716 war jeder Negersklave, der französischen Boden betrat, ein freier Mensch, und fünfzig Jahre später, 1762, wurde diese Tatsache durch ein weiteres Dekret bestätigt. 1739 diente ein Sklave als Trompeter im königlichen Garderegiment; junge Mulatten fanden Aufnahme in die Militärkorps, die jugendlichen Adligen offenstanden, arbeiteten in den Büros der Magistratur und als Pagen am Hof.[7] Aber diese Männer mußten nach San Domingo zurückkehren und sich dort wieder der Diskriminierung und Brutalität der Weißen unterwerfen, und als die Mulatten gegen diese Schranken anliefen, verabschiedeten die Weißen eine ganze Serie von Gesetzen, die hinsichtlich ihrer wahnsinnigen Barbarei in der modernen Welt einmalig waren (hätten wir vor 1933 gesagt), unwahrscheinlich, daß es im Verlaufe der weiteren Geschichte dazu eine Parallele geben könnte. Der Rat von Port-au-Prince benutzte die Rassenfrage als Schirm, um die Mischlinge auszurotten. So könnten die Weißen ihr System von einer wachsenden Gefahr befreien, Menschen, deren Schuldner sie

7 Lebeau, *De la Condition des Gens de Couleur Libres sous l'Ancien Régime*, Poitiers, 1903.

waren, einfach loswerden und viel schönes Eigentum an sich reißen. Der Rat schlug vor, alle Mischlinge bis zum *quarteron* ins Gebirge zu verbannen („das sie urbar machen würden"), den Verkauf allen Eigentums an Mischlinge zu verbieten, ihnen das Recht zu verwehren, Grundstücke in den Ebenen zu erwerben, und jene Weißen, die einen Farbigen bis zum Grad des *quarteron* hin geehelicht hatten, sollten gezwungen werden, ihre Sklaven binnen eines Jahres zu verkaufen. „Denn", so meinte der Rat, „dies sind gefährliche Menschen, freundlicher gesonnen den Sklaven, mit denen sie sich noch verbunden fühlen, als uns, die wir sie gewaltsam unterdrücken und ihnen mit Geringschätzung begegnen. In einer Revolution, in einem Augenblick der Spannung, wären sie die ersten, die versuchen würden, das Joch, das wir ihnen auferlegt haben, abzuschütteln, um so mehr, als sie reicher sind und neuerdings auch gewöhnt, weiße Schuldner zu haben, und uns ohnehin nicht mehr gebührenden Respekt entgegenbringen."

Doch die Kolonisten konnten diese tiefgreifenden Pläne nicht verwirklichen. Im Gegensatz zu den späteren deutschen Juden waren die Mulatten schon zu zahlreich, und die Revolution hätte auf der Stelle begonnen.

Die Kolonisten mußten sich damit begnügen, diese Rivalen in jeder erdenklichen Weise, derer ihre Erfindungsgabe und Bosheit fähig war, zu demütigen. Zwischen 1758 und der Revolution nahmen die Verfolgungen zu.[8] Den Mulatten war es untersagt, Schwerter, Säbel oder europäische Kleidung zu tragen. Sie durften keine Munition kaufen, außer gegen Sondergenehmigung und mit Angabe der genauen Menge. Es war ihnen verboten, sich „unter dem Vorwand" zu versammeln, daß sie Hochzeiten oder Feste feiern oder tanzen wollten. Bei Zuwiderhandlungen wurde ihnen das erstemal eine Geldstrafe auferlegt, im Wiederholungsfall wurden sie inhaftiert und schließlich noch härter bestraft. Es war ihnen nicht gestattet, sich in Frankreich aufzuhalten, sie durften keine europäischen Spiele betreiben. Den Priestern war es untersagt, irgendwelche Dokumente für sie auszu-

---

8 Lebeau, *De la Condition* . . . De Vaissière, Kapitel III; *Saint-Domingue à la veille de la Révolution. Souvenirs du Baron de Wimpffen*, herausgegeben von Savine, S. 36–38 etc.

stellen. 1781, acht Jahre vor der Revolution, hatten sie auf die Anrede „Monsieur“ und „Madame“ zu verzichten. Bis 1791 durften sie in ihrem Haus mit einem weißen Besucher nicht an einem Tisch sitzen. Das einzige Recht, das sie noch besaßen, war, weißen Leuten Geld zu leihen.

Ein Aufstand war der einzige Ausweg aus dieser Lage, und ehe die Bastille fiel, nahmen die Anstrengungen der Mulatten zu ihrer Selbstbefreiung sonderbare Formen an. De Vaissière hat eine Geschichte ausgegraben, die wir nach der Zeit des Hitlerfaschismus besser verstehen, als wir es vorher gekonnt hätten. 1771 hatte der Rat von Le Cap entschieden, dem Sieur Chapuzet die Sonderrechte eines Weißen zuzuerkennen. Die geheimnisvollen Hintergründe dieses Aufstiegs verhinderten, daß Anfragen nach seiner Herkunft gestellt wurden. Ein wenig später versuchte der Sieur, Offizier der Miliz zu werden. Da stellten vier Leutnants der Nordebene minuziöse Nachforschungen an. Sie sahen sämtliche Urkunden durch und legten eine genaue Genealogie der Familie Chapuzet vor. Wie sie nachwiesen, war hundertfünfzig Jahre zuvor ein Ahne mütterlicherseits ein Neger von der Insel Saint Kitts gewesen. De Chapuzet rechtfertigte sich de jure und de facto: Nach der Rechtslage werde der Status eines Bürgers von der Regierung und nicht von irgendwelchen Privatpersonen bestimmt, und nach der Tatsachenlage hätten 1624 in Saint Kitts keine Neger gelebt. Jetzt wurde die Kolonialgeschichte durchforscht. Die Weißen führten Historiker an und bewiesen, daß 1624 auf der Insel sehr wohl Sklaven gelebt hatten. Chapuzet gestand seine Niederlage ein und setzte sich nach Frankreich ab.

Drei Jahre später kehrte er zurück und nannte sich Monsieur Chapuzet de Guérin oder vertraulich M. le Guérin. Nun war er Aristokrat – zumindest nominell – und brachte seinen Fall durch einen Gönner erneut vor Gericht. Wieder wurde das Anerkennungsersuchen zu Fall gebracht. Doch Chapuzet war ein Mann, der sich zu helfen wußte. Er behauptete, daß sein Vorfahr, der angebliche „Neger aus Saint Kitts“, in Wirklichkeit kein Neger, sondern ein Karaibe gewesen sei, ein freigeborener Karaibe, Angehöriger „jener edlen Rasse, denen die Franzosen und Spanier das Gesetz der Unterwerfung aufgezwungen hatten.“ Chapuzet triumphierte. 1779 erklärten zwei Dekrete des Rates, daß seine Ansprüche gerechtfertigt seien. Doch einen

Rang erhielt er nicht. Die Beamten wagten nicht, ihn zu ernennen. Nach der Veröffentlichung der Dekrete ließen sich die Farbigen zu solchen Demonstrationen der Freude und törichter Hoffnungen hinreißen, daß die Ratsentscheidung zu sehr gefährlichen Folgen hätte führen können. Quarterons und andere hellhäutige Mulatten belagerten die Türen von Chapuzets Anwalt, um ihre entfernten Sklavenvorfahren in freie und edle Karaiben umwandeln zu lassen.

Die Vorteile, weiß zu sein, lagen so offen auf der Hand, daß auch die Mulatten Rassenvorurteile hatten. Sie, die diese Diskriminierung am eigenen Leibe zu spüren bekamen und sie den Weißen schwer verübelten, hegten sie selbst gegenüber den Negern. Schwarze Sklaven und Mulatten haßten einander. Obwohl die Mulatten mit Worten und auch mit Taten – ihrem Erfolg im Leben – die Behauptung der Weißen von der angeborenen Überlegenheit auf mannigfaltige Weise Lügen straften, verachtete der Farbige, der fast weiß war, den Halbweißen, der seinerseits den Viertelweißen verachtete, und so weiter durch sämtliche Abstufungen hindurch.

Derart verachtet war die schwarze Haut, daß sich sogar ein Mulatte, der Sklave war, den freien Schwarzen, von denen es verhältnismäßig wenige gab, überlegen dünkte. Ein Mulatte hätte sich eher getötet, als daß er der Sklave eines Schwarzen geworden wäre.

Es liest sich alles wie eine Mischung zwischen Alptraum und schlechtem Witz, aber in Westindien übt diese Diskriminierung heute noch ihren Einfluß aus.[9] Während die Weißen in Britannien den Mischling weniger mögen als den reinblütigen Neger, stellen die Weißen in Westindien den Mischling über den Schwarzen. Dies ist jedoch eine Sache des sozialen Prestiges. Dagegen handelt es sich bei der Rassendiskriminierung in Afrika heute ebenso wie seinerzeit in San Domingo um Prinzipien einer Regierungspolitik, die mit Kugel und Bajonett durchgesetzt wurde, und im zwanzigsten Jahrhundert haben wir erlebt, daß die Machthaber eines europäischen Volkes ihren Landsleuten eine arische Groß-

9 Noch mehr im Jahr 1961.

mutter ebenso wertvoll erscheinen ließen wie die Herrschenden-von damals den Mulatten einen karaibischen Vorfahr. Der Zweck ist in jedem Fall der gleiche: die Rechtfertigung einer Raubpolitik durch eine irreführende Differenzierung seitens der jeweiligen Machthaber. Es wird nicht schaden, dem Leser mitzuteilen, was ein erfahrener Beobachter, der 1935 Westindien bereiste, von den dortigen Farbigen zu sagen wußte: „Wenige Leute an der Spitze – Richter, Anwälte, Ärzte – können sich, was immer ihre Farbschattierung, in jedem Kreis bewegen. Bei weitem mehr aber sind ihren eigenen weißen Zeitgenossen intellektuell gewachsen oder überlegen."[10] Zahlreiche der Mulatten und freien Schwarzen des San Domingo vor 1789 waren im Vergleich zu den Weißen rückständig, doch daß sie gute Anlagen hatten, steht völlig außer Frage. Es bedurfte des Schießpulvers und kalten Stahls, um die Weißen hiervon zu überzeugen, und wenn, wie wir feststellen konnten, die intelligentesten unter ihnen sich hinsichtlich des materialistischen Ursprungs ihrer Vorurteile gegenüber den Mulatten keiner Selbsttäuschung hingaben, so würden wir doch einen großen Fehler begehen, wenn wir meinten, daß sie heuchelten, als sie behaupteten, eine weiße Haut garantiere ihrem Besitzer höhere Fähigkeiten und berechtige ihn zu einem Monopol des Besten, was die Kolonie zu bieten hatte.

„Auf den verschiedenen Formen des Eigentums auf den sozialen Existenzbedingungen erhebt sich ein ganzer Überbau verschiedener und eigentümlich gestalteter Empfindungen, Illusionen, Denkweisen und Lebensanschauungen. Die ganze Klasse schafft und gestaltet sie aus ihren materiellen Grundlagen heraus und aus den entsprechenden gesellschaftlichen Verhältnissen. Das einzelne Individuum, dem sie durch Tradition und Erziehung zufließen, kann sich einbilden, daß sie die eigentlichen Bestimmungsgründe und den Ausgangspunkt seines Handelns bilden – der wirkliche Ursprung seiner Aktivitäten."[11]

Dieses allgemeine Vorurteil vereinigte Kleine Weiße, Große Weiße und die Bürokratie gegen die Mulatten. So war es seit hundertfünfzig Jahren gewesen, und folglich würde es immer so sein. Würde es das wirklich? Die höheren Bürokraten, gebildete

10 Macmillan, *Warning from the West Indies*, London, 1936, S. 49
11 Karl Marx, *„Der 18. Brumaire"*

Franzosen, trafen ohne Vorurteile auf der Insel ein, und da sie Massenunterstützung suchten, griffen sie gewöhnlich den Mulatten ein wenig unter die Arme. Und Mulatten und Große Weiße hatten ein gemeinsames Band – das Privateigentum. War die Revolution erst einmal in vollem Gange, würden sich die Großen Weißen für ihre Rassen- oder für ihre Eigentumsgenossen zu entscheiden haben. Sie würden nicht lange zögern.

So war die Gesellschaft der berühmten Kolonie beschaffen. Dies waren die Menschen, und dies das Leben, für das viel Blut vergossen und großes Leid ertragen wurde. Die besten Köpfe jener Zeit machten sich keine Illusionen. Baron de Wimpffen, der die Kolonie 1790 – in ihrer vollen Blüte – besuchte, bemerkte eines Tages einen Sklaven, der sich auf den Stiel seiner Hacke lehnte und traurig dem Sonnenuntergang zusah.

„Was machst du da, Nazimbo?" fragte er. „Was betrachtest du?"

Nazimbo streckte die Hand gegen die sinkende Sonne aus. „Ich sehe meine Heimat", erwiderte er, und Tränen traten ihm in die Augen.

Auch ich sah dort meine Heimat, gestand sich Wimpffen ein, und ich habe die Hoffnung, sie eines Tages wiederzusehen, du aber, armer Neger, wirst sie niemals wiedersehen. Der gebildete Liberale und der einfache Sklave verabscheuten die Stätte gleichermaßen. Wenige Monate später stach de Wimpffen in See und brachte seine Meinung zu Papier. Es ist ein passendes Epitaph für diese Gesellschaft, die innerhalb von drei Jahren zerstört werden sollte. „Wünschen Sie mein letztes Wort über dieses Land zu erfahren? Es lautet: Je besser ich die Menschen, die es bewohnen, kennenlerne, desto mehr gratuliere ich mir zu meinem Abschied ... Wenn man das ist, was die meisten Pflanzer sind, dann ist man dazu geboren, Sklaven zu besitzen. Wenn man das ist, was die meisten Sklaven sind, dann ist man dazu geboren, Sklave zu sein. In diesem Land hat jeder seinen festen Platz."

Wirtschaftlicher Aufschwung ist keine moralische Frage, und daß San Domingo aufblühte, war seine Rechtfertigung. Seit

Jahrhunderten hatte die westliche Welt keinen so raschen ökonomischen Fortschritt erlebt. 1754, zwei Jahre vor Ausbruch des Siebenjährigen Krieges, gab es 599 Zucker- und 3379 Indigoplantagen. Während des Krieges (1756 bis 1763) wurde die französische durch die britische Flotte vom Meer verdrängt und konnte die Kolonien nicht mit dem erforderlichen Nachschub versehen. Der ausgedehnte Schmuggel vermochte das Manko nicht auszugleichen. Tausende Sklaven starben den Hungertod, und der Produktionsanstieg wurde zwar nicht gestoppt, wohl aber verlangsamt. Doch nach dem Frieden von Paris, 1763, machte die Kolonie einen gewaltigen Schritt nach vorn. 1767 exportierte sie zweiundsiebzig Millionen Pfund Roh- und einundfünfzig Millionen Pfund Weißzucker, eine Million Pfund Indigo, zwei Millionen Pfund Baumwolle, große Mengen Häute, Melasse, Kakao und Rum. Der Schmuggel, bei dem die Behörden ein Auge zudrückten, erhöhte die amtlichen Ziffern um mindestens fünfundzwanzig Prozent, und nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ konnten sich die landwirtschaftlichen Produkte San Domingos sehen lassen. Die Kaffeebäume lieferten durchschnittlich so viele und manchmal so gute Bohnen wie die der Insel Mocha. Baumwolle gedieh von selbst, ohne Pflege, auf steinigem Boden und in den Felsspalten. Auch Indigo wuchs wild. Die Tabakblätter wurden hier größer als in irgendeinem anderen Teil Amerikas, und bisweilen erreichten sie die Qualität des Tabaks aus Havana. Der Kern der Kakaobohnen hatte einen höheren Säuregehalt als der Venezuelas und stand ihm in keiner Hinsicht nach. Eine Mischung beider Kakaosorten ergab eine Schokolade, die köstlicher als rein venezolanische schmeckte.

Wenn an keinem Ort der Welt soviel Elend konzentriert war wie auf einem Sklavenschiff, dann existierte kein zweiter Landstrich, der im Verhältnis zu seiner Anbaufläche einen derart hohen Ertrag lieferte wie die fruchtbare Erde San Domingos.

Und doch war es gerade diese Prosperität, die zur Revolution führen sollte.

Von Anfang an befanden sich die Kolonisten im Widerstreit zur französischen Regierung und zu den Interessen, die sie vertrat. Wie jede Regierung jener Zeit betrachtete die französische

eine Kolonie als ein Gebiet, das ausschließlich zum Nutzen der Metropole existierte. Für die Wirtschaftstyrannei, die in England als Merkantilsystem bekannt war, verwendeten die Franzosen eine ehrlichere Bezeichnung: die Exklusive. Welche Manufakturwaren die Kolonisten auch brauchten – sie waren gezwungen, sie alle aus Frankreich zu beziehen, und ihre eigenen Produkte konnten sie nur nach Frankreich verkaufen. Sämtliche Güter mußten auf französischen Schiffen befördert werden. Sogar der Rohzukker, den die Kolonien herstellten, durfte ausschließlich im Mutterland raffiniert werden, und die Franzosen belegten den raffinierten Zucker kolonialen Ursprungs mit hohen Zöllen. „Die Kolonien", sagte Colbert, „wurden von der und für die Metropole gegründet." Das stimmte nicht. Die Kolonisten hatten San Domingo selbst gegründet, und die Falschheit, die in Colberts Behauptung steckte, machte die Ausbeutung nur unerträglicher.

1664 übertrug die französische Regierung, wie es damals Brauch war, einer Privatgesellschaft die Handelsrechte für San Domingo, aber die Monopolisten vermochten oder wünschten es nicht, alle Waren zu liefern, die in der Kolonie gebraucht wurden, und sie verlangten fast den doppelten des gewohnten Preises. Die Kolonisten rebellierten, und der Gouverneur sah sich gezwungen, die Beschränkungen zu lockern. 1722 geschah etwas Ähnliches. Agenten erhielten von der Gesellschaft das Alleinrecht des Afrikahandels; als Gegenleistung sollten sie jährlich zweitausend Sklaven nach San Domingo liefern, aber 1720 brauchten die Kolonisten bereits achttausend im Jahr, und sie wußten, daß sie nicht nur ein Viertel ihres Bedarfs decken konnten, sondern daß die Handelsgesellschaft darüber hinaus plante, den Verkaufspreis zu erhöhen. Wieder gab es einen Aufstand. Die Kolonisten verhafteten den Gouverneur und sperrten ihn ins Gefängnis. Die Regierung mußte die Privilegien der Gesellschaft modifizieren, doch die Exklusive kontrollierte zum Nutzen der Metropole, und mit wachsendem Wohlstand fanden die Kolonisten diese Beschränkungen immer unerträglicher. Die politische Abhängigkeit vom Mutterland verzögerte jetzt das Wirtschaftswachstum San Domingos. Die Kolonisten wollten die Fesseln abschütteln, wie die amerikanischen Kolonien Britanniens die ihren sprengen sollten. So kam es, daß die Großen und die Kleinen Weißen, die sich ständig befehdeten, einerseits gegen die

Mulatten und andererseits gegen die französische Bourgeoisie zusammenhielten. Den Mulatten konnten sie das Leben erschweren, aber die französische Bourgeoisie konnten sie nur verwünschen; denn lange vor 1789 stellte sie die gewaltigste ökonomische Kraft in Frankreich dar, und der Sklavenhandel und die Kolonien bildeten die Grundlage ihres Reichtums und ihrer Macht.

Der Sklavenhandel und die Sklaverei bildeten die ökonomische Grundlage der Großen Französischen Revolution. „Die traurige Ironie der menschlichen Geschichte" kommentiert Jaurès: „Der Reichtum, der in Bordeaux und Nantes mit Hilfe des Sklavenhandels angehäuft wurde, verlieh der Bourgeoisie jenen Stolz, der nach Freiheit verlangte und zur menschlichen Emanzipation drängte." Nantes war das Zentrum des Sklavenhandels. Bereits 1666 segelten hundertacht Schiffe nach Guinea und beförderten 37 430 Sklaven mit einem Gesamtwert von siebenunddreißig Millionen,[12] wodurch die Bourgeoisie der Stadt einen fünfzehn- bis zwanzigprozentigen Gewinn erzielte. Um die Jahrhundertwende schickte Nantes jährlich fünfzig Schiffsladungen nach Westindien: irisches Pökelfleisch, Leinen für den Haushalt und zur Bekleidung der Sklaven sowie Maschinenanlagen für die Zuckerfabriken. Fast alle Industriezweige, die sich in Frankreich während des achtzehnten Jahrhunderts entwickelten, hatten ihren Ursprung in Nahrungsmitteln und sonstigen Waren, die entweder nach der guinesischen Küste oder nach Amerika geliefert wurden. Das Kapital aus dem Sklavenhandel befruchtete sie. Obwohl die Bourgeois andere Artikel als Sklaven vertrieben, hing vom Erfolg oder Mißerfolg des Sklavenhandels alles ab.[13]

Einige Schiffe nahmen unterwegs von Madeira Wein und von den Kapverdischen Inseln gedörrtes Schildkrötenfleisch für die Sklaven an Bord. Bei der Rückkehr brachten sie Kolonialprodukte nach Nantes. Holländische Fahrzeuge beförderten sie von dort nach Nordeuropa. Einige Schiffe liefen während der Rück-

12 Dieser Abschnitt fußt auf der Arbeit von Jaurès, *Histoire Socialiste de la Révolution Francaise*, Paris, 1922. S. 62–84.

13 Gaston-Artin, *L'Ère des Négriers (1714–1774)*, Paris, 1931, S. 424.

fahrt Spanien und Portugal an und tauschten ihre Fracht gegen Erzeugnisse dieser Länder aus. Sechzig Schiffe brachten von Rochelle und Oberon gesalzenen Dorsch nach Nantes, wo er entweder auf den Binnenmarkt kam oder als Sklavennahrung nach den Kolonien umgeschlagen wurde. 1758 entstand die erste Textilmanufaktur, die Rohbaumwolle aus Indien und von den Westindischen Inseln verarbeitete.

Die Pflanzer und kleinen Fabrikanten San Domingos etablierten sich nur mit Hilfe eines Kredits, den ihnen die Seehandelsbourgeois gewährten. 1789 investierten allein die Kaufleute von Nantes fünfzig Millionen in Westindien.

Der Weinbau, mit dem Bordeaux begonnen hatte, verschaffte den Schiffbauern und Seefahrern eine Gelegenheit, in der ganzen Welt damit Handel zu treiben; an zweiter Stelle kam Weinbrand, der ebenfalls in sämtliche Häfen ging, vor allem jedoch nach den Kolonien. Mitte des achtzehnten Jahrhunderts reinigten sechzehn Raffinerien jährlich zehntausend Tonnen Rohzukker aus San Domingo, wofür annähernd viertausend Tonnen Holzkohle gebraucht wurden. Einheimische Fabriken versorgten die Stadt mit Krügen, Schüsseln und Flaschen. Der Handel war kosmopolitisch. Flamen, Deutsche, Holländer, Iren und Engländer ließen sich in Bordeaux nieder, erwarben Reichtümer und trugen zu einer allgemeinen Erweiterung des Warenaustauschs bei. Bordeaux trieb Handel mit Holland, Deutschland, Portugal, Venedig und Irland, aber die Sklaverei und die Kolonien blieben Quelle, Ursprung und Grundlage der blühenden Industrie und des ausgedehnten Handels.

Marseille war das große Zentrum des Mittelmeer- und des Osthandels. Anfänglich hatte ein königliches Dekret die Stadt vom Handel mit den Kolonien ausschließen wollen. Der Versuch scheiterte. San Domingo stellte den besonderen Mittelpunkt des Marseiller Handels dar. Marseille belieferte die Insel nicht nur mit Weinen aus der Provence, 1789 gab es in der Stadt zwölf Zuckerraffinerien, fast so viele wie in Bordeaux.

In den ersten Jahren waren größtenteils Handelsschiffe ausländischer Herkunft oder fremder Reedereien gefahren, doch 1730 begann ein eigenständiger Schiffbau der Seehandelsbourgeoisie. 1778 stellten die Schiffsbesitzer von Bordeaux sieben Fahrzeuge her, 1784 zweiunddreißig, und im Zeitraum dieser

sechs Jahre liefen insgesamt einhundertfünfzehn vom Stapel. Ein Marseiller Reeder, Georges Roux, konnte eine eigene Streitmacht ausrüsten, um an der englischen Flotte für die Preise, die sie genommen hatte, Vergeltung zu üben.

Nantes, Bordeaux und Marseille waren die Hauptzentren der Handelsbourgeoisie, aber Orleans, Dieppe, Bercy-Paris sowie ein Dutzend großer Städte raffinierten Rohzucker und hatten in abhängigen Industriezweigen Fuß gefaßt.[14] Eine große Menge der Häute, die in Frankreich verarbeitet wurden, kam aus San Domingo. Die florierende Baumwollindustrie der Normandie bezog einen Teil ihrer Baumwolle aus Westindien, und die Bevölkerung von mehr als hundert französischen Städten war im Baumwollhandel mit all seinen Verästelungen beschäftigt. 1789 belief sich der Austausch mit den amerikanischen Kolonien auf zweihundertsechsundneunzig Millionen. Frankreich exportierte nach den Kolonien Waren im Werte von achtundsiebzig Millionen, darunter Mehl, Pökelfleisch, Weine und Stoffe. Die Kolonien lieferten Zucker, Kaffee, Kakao, Holz, Indigo und Häute in einem Wert von zweihundertachtzehn Millionen nach Frankreich. Doch nur ein Teil dieser Waren – ein Wert von einundsiebzig der insgesamt zweihundertachtzehn Millionen – wurde in Frankreich verbraucht. Der Rest ging nach Weiterverarbeitung ins Ausland. Die Kolonien repräsentierten insgesamt einen Wert von dreitausend Millionen, und hiervon lebten viele Franzosen, deren Zahl unterschiedlich auf zwei bis sechs Millionen beziffert wird. 1789 war San Domingo der Marktplatz der Neuen Welt. 1587 Schiffe liefen seine Häfen an – mehr als Marseille –, und für den Handel mit San Domingo brauchte Frankreich siebenhundertfünfzig große Schiffe und vierundzwanzigtausend Seeleute. Die Briten exportierten 1789 für siebenundzwanzig Millionen Pfund, die Franzosen für siebzehn Millionen, von denen elf auf den Handel mit San Domingo entfielen, aber der gesamte koloniale Handel Britanniens erreichte in diesem Jahr nur fünf Millionen Pfund.[15]

Die Handelsbourgeoisie nahm Veränderungen in der Exklu-

---

14 Deschamps, *Les Colonies pendant la Révolution*, Paris, 1898, S. 3–8.

15 Brougham, *The Colonial Policy of the European Powers*, Edinburgh, 1803, Bd. II, S. 538–540.

sive nicht zur Kenntnis, verschloß sich allen Reformbestrebungen und stieß in das gleiche Horn wie der Minister und die Regierung. Den Kolonien blieb nicht nur der Handel mit dem Ausland untersagt, sondern auch die Zirkulation aller französischen Zahlungsmittel außer der allerkleinsten Währungseinheit, damit die Kolonisten kein Geld zum Aufkauf ausländischer Waren verwenden konnten. 1774 betrug ihre Schuldenlast zweihundert Millionen, und 1789 wurde die Verschuldung auf dreihundert bis fünfhundert Millionen geschätzt.[16] Wenn die Kolonisten über die Exklusive klagten, dann beschwerten sich die Bourgeois darüber, daß sie ihre Schulden nicht beglichen, und sprachen sich für strikte Maßnahmen gegen den Schleichhandel aus.

So reich die französische Bourgeoisie sein mochte – der koloniale Handel überstieg ihre Kräfte. Die britischen Bourgeois, die erfolgreichsten aller Sklavenhändler, verkauften jährlich Tausende von Sklaven als Schmuggelware an die französischen Kolonisten, insbesondere nach San Domingo. Doch obwohl die Briten Sklaven dorthin verkauften, beobachteten sie den Fortschritt in San Domingo zugleich mit Neid und Sorge. Nach dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg vollführte diese erstaunliche französische Kolonie einen so gewaltigen Sprung vorwärts, daß sich ihre Produktion zwischen 1783 und 1789 nahezu verdoppelte. Während dieses Zeitraums investierte Bordeaux allein einhundert Millionen in San Domingo. Die britischen Bourgeois waren die großen Rivalen der französischen. Das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch bekämpften sie sich in jedem Teil der Welt. Die Franzosen hatten bereitwillig mitgeholfen, die Briten aus Amerika zu vertreiben. San Domingo war jetzt bei weitem die beste Kolonie der Welt, und ihre Möglichkeiten schienen grenzenlos. Die britischen Bourgeois untersuchten die neuentstandene Lage in Westindien, und was sie sahen, veranlaßte sie, für ihre Rivalen eine Zeitbombe zu legen. Ohne Sklaven wäre San Domingo zum Untergang verurteilt. Die britischen Kolonien verfügten über genügend Sklaven, so viele, wie sie nach menschlichem Ermessen je brauchen würden. Jene briti-

16 Deschamps, *Les Colonies pendant*..., S. 25.

schen Bourgeois, die keinerlei westindische Interessen hatten, vergossen Tränen für die Sklaven und verlangten mit großem Geschrei die Abschaffung des Sklavenhandels.

Eine Gruppe käuflicher Gelehrter, profitgierige Verfechter nationalen Dünkels, schmiedeten ein Komplott, um die Wahrheit über die Abschaffung der Sklaverei zu verdunkeln. Bis 1783 hatte die britische Bourgeoisie den Sklavenhandel für selbstverständlich gehalten. 1773 und nochmals 1774 besteuerte die Versammlung Jamaikas, die einen Aufstand fürchtete und das Staatssäckel füllen wollte, die Einfuhr von Sklaven. In heller Empörung verwarf das britische Handelsministerium die Maßnahmen und drohte dem Gouverneur die Entlassung an, falls er irgendeinen derartigen Gesetzentwurf sanktionieren sollte.[17]

Wohlmeinende Personen sprachen von der Ungerechtigkeit der Sklaverei und des Sklavenhandels, wie sich wohlmeinende Leute 1938 zur Eingeborenenfrage in Afrika oder zur Notlage der indischen Bauern äußerten. Einzelne Parlamentsabgeordnete brachten eine Gesetzesvorlage zur Abschaffung des Sklavenhandels ein, und das Haus lehnte den Antrag ohne viel Aufsehens ab. 1783 wies Lord North ein Bittgesuch gegen den Sklavenhandel zurück.[18]Die Petition mache der christlichen Gesinnung der Bittsteller und ihrem menschlichen Anliegen und so weiter und so weiter alle Ehre, aber der Handel wäre erforderlich. Doch als Amerika verlorenging, entstand eine neue Lage.

Die Briten stellten fest, daß sie durch die Aufhebung des Merkantilsystems für Amerika gewonnen statt verloren hatten. Es war die erste große Lektion über die Vorteile des freien Handels; aber wenn Britannien gewann, so litt Britisch-Westindien. Die aufstrebende Industriebourgeoisie, die ihren Weg zum Freihandel und zu einer stärkeren Ausbeutung Indiens suchte, ging dazu über, Westindien zu verunglimpfen, nannte die Insel „unfruchtbare Felsen",[19] und stellte die Frage, ob das Interesse und

17 *House of Commons: Accounts and Papers*, 1795–1796, Bd. 100.

18 *Parliamentary History*, XXIII. S. 1026–1027.

19 *The Right in the West Indian Merchants to a Double Monopoly of the Sugar Market of Great Britain, and the expedience of all monopolies examined.* (Ohne Datum)

die Unabhängigkeit der Nation den 72 000 Herren und ihren 400 000 Sklaven geopfert werden sollten.[20]

Die industriellen Bourgeois attackierten das landwirtschaftliche Monopol und begannen damit einen siegreichen Feldzug, der 1846 in der Aufhebung der Korngesetze gipfelte. Die westindischen Zuckerproduzenten waren Monopolisten, deren Produktionsmethoden eine leicht zu treffende Zielscheibe boten, und Adam Smith[21] und Arthur Young,[22] Vorkämpfer des neuen Zeitalters, verurteilten das ganze Prinzip der Sklavenarbeit als die aufwendigste der Welt. Zudem – warum sollte der Zucker nicht aus Indien bezogen werden? Nach dem Verlust Amerikas gewann Indien wieder an Bedeutung. Die Briten experimentierten mit Zucker in Bengalen, erhielten rosige Berichte, und 1791 trafen die ersten Lieferungen ein.[23] 1793 hielt Mr. Randle Jackson vor den Aktionären des Unternehmens eine kleine Predigt über die neue Orientierung: „Es scheint, daß die Vorsehung, als sie uns Amerika entzog, ihr Lieblingsvolk nicht ohne weitreichende Entschädigung abfinden wollte, oder wer könnte behaupten, daß uns die Vorsehung nicht eines unserer Mitglieder genommen hat, um uns durch ein wertvolles neues ernsthaft zu beeindrucken."[24] Möglicherweise war das keine gute Theologie, aber es war eine sehr gute Ökonomie. Pitt und Dundas erkannten eine Gelegenheit, Frankreich mit Hilfe des Ostindienzuckers vom europäischen Markt zu verdrängen. Außerdem gab es da noch Baumwolle und Indigo. Die Produktion von Baumwolle in Indien verdoppelte sich innerhalb weniger Jahre. Der freie indische Lohnarbeiter kostete einen Penny den Tag.

Doch die althergebrachten westindischen Interessen waren stark verwurzelt. Staatsmänner handeln nicht rein spekulativ, und die genannten Möglichkeiten allein hätten noch zu keinem

---

20 Chalmers, *Opinions on Interesting Subjects of Law and Commercial Policy arising from American Independence*, London, 1784, S. 60

21 Smith, *Wealth of Nations*, Bd. I, S. 123. „Es erhellt aus der Erfahrung aller Zeiten und Nationen ... daß die Arbeit freier Männer letzten Endes billiger kommt als diejenige, die von Sklaven verrichtet wird."

22 Young, *Annals of Agriculture*, 1788. Bd. IX, S. 88–96. „Der Anbau von Zucker durch Sklaven ist die teuerste Art der Arbeit in der Welt."

23 *East India Sugar*, 1822, Anhang I, S. 3.

24 *Debate on the Expediency of cultivating sugar in the territories of the East India Company*, East India House, 1793.

plötzlichen Kurswechsel der britischen Politik geführt. Das wunderbare Aufblühen San Domingos gab den Ausschlag. Pitt, ein Anhänger von Adam Smith, stellte fest, daß fünfzig Prozent der Sklaven, die die britischen Inseln einführten, an die französischen Kolonien weiterverkauft wurden.[25] Folglich war es der britische Sklavenhandel, der zur Erhöhung des französischen Kolonialprodukts beitrug und den europäischen Markt in französische Hände legte. Britannien schnitt sich selbst die Kehle durch. Nicht einmal der Profit, den dieser Export abwarf, war von Bestand. Wenige Jahre zuvor schon hatten die Sklavenkaufleute £ 700 000 eingebüßt.[26] Die Franzosen versuchten, ihre eigenen Sklaven zu beschaffen, setzten sich in Afrika fest und vergrößerten ihren Handelsanteil von Jahr zu Jahr. Warum sollten sie weiterhin bei den Briten kaufen? Holland und Spanien lieferten ebenfalls. 1786 hatte Pitt die nötige Klarsicht gewonnen. Er bat Wilberforce, den Feldzug in die Wege zu leiten.[27] Wilberforce vertrat Yorkshires bedeutendsten Verwaltungsbezirk. Er genoß großes Ansehen. Alles, was über Humanität, Gerechtigkeit, nationale Schandflecke und so weiter zu sagen wäre, würde aus seinem Munde gut klingen. Pitt drängte zur Eile. Es war wichtig, den Handel rasch und plötzlich zu unterbinden. Die Franzosen verfügten weder über das Kapital noch die Organisation, um den Mangel sofort auszugleichen, und das würde San Domingo schlagartig ruinieren. 1787 ließ er Wilberforce wissen, wenn er die Vorlage nicht einbrächte, würde es ein anderer tun,[28] und 1788 informierte er das Kabinett.[29] Pitt war sich seines Erfolges in England ziemlich sicher. Mit wahrhaft britischer Kaltblütigkeit versuchte er die europäischen Regierungen zur Aufgabe des Sklavenhandels zu bewegen, weil dieser unmenschlich sei. Die französische Regierung diskutierte wohlwollend über den Vorschlag, aber im Mai 1789 schrieb der britische Botschafter, die

25 *Report of the Committee of Privy Council for Trade and Plantations*, 1789, Teil IV, Tabellen für Dominika und Jamaika. Vgl. auch Dundas' Statistiken, 18. April 1792.

26 Clarkson, *Essay on the Impolicy of the African Slave Trade*, London, 1784, S. 29.

27 Coupland, *The British Anti-Slave Movement*, London, 1933, S. 74.

28 Coupland, *Wilberforce*, Oxford, 1923, S. 93

29 *Fortescue MMS* (Historical Manuscripts Commission, British Museum). Pitt an Grenville, 29. Juni 1788, Bd. I, S. 342

französische Regierung habe anscheinend nur deshalb verhandelt, um „uns gefällig zu sein und uns still und bei Laune zu halten."[30] Die Holländer, die nicht so höflich waren, gaben unverzüglich abschlägigen Bescheid. Doch da kam Pitt ein Glücksumstand zu Hilfe. Im vorrevolutionären Frankreich gärte es. Alle möglichen Mißstände wurden gegeißelt, und ein Jahr, nachdem in Britannien die Abolitionist Society, die Gesellschaft zur Abschaffung der Sklaverei, gegründet worden war, folgten die Franzosen Brissot, Mirabeau, Pétion, Condortset, Abbé Grégoire, alles, was während der ersten Jahre der Revolution Rang und Namen haben sollte, dem britischen Beispiel und schufen eine ähnliche Gesellschaft, die Freunde der Schwarzen. Der führende Kopf war Brissot, ein Journalist, der die Sklaverei in den Vereinigten Staaten gesehen hatte. Die Gesellschaft trat für die Aufhebung der Sklaverei ein, gab eine Zeitschrift heraus, betrieb Agitation. Das kam den Briten außerordentlich gelegen. Clarkson fuhr nach Paris, um „die schlummernden Energien"[31] der Gesellschaft zu mobilisieren, gab ihr Geld, versorgte Frankreich mit britischer Antisklaverei-Propaganda.[32] Trotz der Namen, die später so berühmt wurden, und einer großen Mitgliederzahl sollten wir uns hüten anzunehmen, daß die Freunde der Schwarzen eine nennenswerte Kraft darstellten. Die Kolonisten nahmen sie ernst, die Handelsbourgeoisie tat dies nicht. Es war die Große Französische Revolution, die jene beredten Franzosen unvermittelt aus der aufregenden Atmosphäre philanthropischer Propaganda zerrte und sie Auge in Auge der ökonomischen Realität gegenüberstellte.

Das also waren die Kräfte und Mächte, die in dem Jahrzehnt, das der Französischen Revolution vorausging, San Domingo mit dem wirtschaftlichen Schicksal dreier Kontinente und den sozialen und politischen Konflikten jenes bedeutsamen Zeitalters verbanden. Ein Handel und Produktionsmethoden, die so grausam und unmoralisch waren, mußten in dem Schlaglicht, das eine

30 *Liverpool Papers* (Additional Manuscript, British Museum). Lord Dorset an Lord Hawkesbury. Bd. 38224, S. 118.

31 R. I. und S. Wilberforce, *Life of Wilberforce*, London, 1838, Bd. I, S. 228.

32 *Cahiers de la Révolution Française*, Paris, 1935, No. III, S. 25.

große Revolution auf die Quellen des Reichtums wirft, noch erbärmlicher erscheinen. Die mächtige britische Regierung war entschlossen, den französischen Handel in den Antillen zu untergraben. Sie agitierte zu Hause und intrigierte in Frankreich unter Leuten, die, ohne es zu ahnen, bald an der Macht sein sollten, während die koloniale Welt, die in sich zerstritten war, und die französische Bourgeoisie – beide auf eigene Vorteile bedacht und der nahenden Gefahr unbewußt – weiter auseinander als näher zusammen strebten. Nicht eines einzigen, sondern vieler mutiger Führer bedurfte es, aber die Geschichtswissenschaft war nicht das, was sie heute ist. Keiner der Damaligen konnte, wie es uns heute möglich ist, kommende Umwälzungen voraussehen.[33] Freilich, Mirabeau sagte, die Kolonisten schliefen am Abgrund des Vesuvs, aber das war jahrhundertelang gesagt worden, und die Sklaven hatten nie einen Vulkanausbruch verursacht.

Wie konnte jemand ernstlich um eine so wunderbare Kolonie bangen? Die Sklaverei schien ewig zu währen, und die Profite stiegen. Nie zuvor und vielleicht nie seither hat die Welt einen verhältnismäßig so verblüffenden Vorgang erlebt wie in den letzten Jahren des vorrevolutionären San Domingo. Zwischen 1783 und 1789 verdoppelte sich die Produktion nahezu. Von 1764 bis 1771 schwankte die durchschnittliche Sklaveneinfuhr zwischen zehn- und fünfzehntausend. 1786 betrug sie siebenundzwanzigtausend, und von 1787 an nahm die Kolonie jährlich über vierzigtausend Sklaven auf. Doch Wirtschaftswachstum ist keine Garantie für soziale Stabilität. Diese hängt ab von dem sich ständig verändernden Kräfteverhältnis der Klassen. Das Erstarken der Bourgeoisie hatte die englische Revolution des siebzehnten Jahrhunderts eingeleitet. Mit jedem Fortschritt in der Produktion marschierte die Kolonie weiter ihrem Untergang entgegen.

Die enorme Sklavenzufuhr bescherte ihr viele gebürtige Afrikaner, die aufsässiger und unbändiger waren, eher bereit zu einem Aufstand als die Kreolen. Von der halben Million Sklaven, die die Kolonie 1789 besaß, waren über zwei Drittel in Afrika geboren.

Diese Sklaven wurden bei der Neulandgewinnung eingesetzt.

---

33 Geschrieben 1938.

Da man ihnen aus Zeitgründen keine Akklimatisierungsperiode gewährte, starben sie wie die Fliegen. Verglichen mit den frühesten Tagen der Kolonie hatte sich die Behandlung der Sklaven bis Mitte des achtzehnten Jahrhunderts leicht gebessert, aber diese Unmenge von Neulingen, deren Widerstand gebrochen, die gefügig gemacht und zur Arbeit gezwungen werden mußten, steigerte die Furcht und verschärfte den Druck. 1784 entwarfen Administratoren ein erschütterndes Bild von den Zuständen in einem der Sklavenläden, den sie besucht hatten und die an Stelle eines Schiffsdecks als Marktplatz dienten. Tote und Sterbende lagen wirr durcheinander im Schmutz. Der Fall Le Jeune ereignete sich 1788. 1790 stellte de Wimpffen fest, daß keine einzige Bestimmung des Negerkodex eingehalten wurde. Er selbst hatte mit einer schönen, reichen und vielbewunderten Frau, auf deren Geheiß ein nachlässiger Koch in den Ofen geworfen worden war, an einem Tisch gesessen.

Das Problem, die enorm gewachsene Sklavenbevölkerung zu ernähren, machte den Streit der Pflanzer und der Handelsbourgeoisie über die Exklusive so erbittert, wie er nie zuvor gewesen war, und nach 1783 erzwangen die Pflanzer eine leichte Lockerung der Zwangsjacke, die sie einengte. Da sie nun Blut geleckt hatten, verlangten sie mehr.

Mulatten, die während des Siebenjährigen Krieges in Paris eine Ausbildung genossen hatten, waren nach Hause zurückgekehrt, und ihr Wissen und ihr Können erfüllten die Kolonisten mit Haß, Neid und Furcht. In diesen letzten Jahren verschärften sich die Repressalien gegen sie. Es war ihnen verboten, nach Frankreich zu gehen, wo sie schädliche Dinge lernten. So blieben sie im Lande und vermehrten die Kraft der Unzufriedenen.

Mit der Ausdehnung des Handels und dem steigenden Profit wuchs die Zahl der Plantagenbesitzer, die es sich leisten konnten, ihre Güter in der Obhut von Verwaltern zu lassen. 1789 gab es in Frankreich neben der Handelsbourgeoisie auch eine große Gruppe abwesender Plantagenbesitzer, Absentisten, die durch Heirat mit der Aristokratie verbunden war. Für sie war San Domingo lediglich die Quelle des Reichtums, den sie für das luxuriöse Leben im aristokratischen Paris benötigten. So tief waren diese Parasiten in die Kreise des französischen Adels eingedrungen, daß eine Denkschrift aus San Domingo an den König ohne

DAMBALA

allzu starke Verdrehung der Wahrheit behaupten konnte: „Sire, Euer Hof ist kreolisch."

Der Wirtschaftsaufschwung machte sich sogar für die Sklaven bemerkbar. Immer mehr sahen sich imstande, Geld zu sparen, sich freizukaufen und das Gelobte Land zu betreten.

Das war San Domingo im Jahre 1789, die gewinnbringendste Kolonie, die die Welt je gekannt hatte, für den oberflächlichen Betrachter die blühendste und gedeihlichste Gegend der ganzen Erde, für den Analytiker eine durch innere und äußere Widersprüche zerrissene Gesellschaft, die nach vier Jahren in so viele Stücke zerfallen sollte, daß sie nie wieder zusammengefügt werden konnte.

Es war die französische Bourgeoisie, die den Knopf drückte. Die sonderbare Gesellschaftsstruktur San Domingos stellte eine schreiende Ungerechtigkeit dar, ein verrücktes Zerrbild des *Ancien régime*, jenes feudalabsolutistischen Systems in Frankreich. Die unfähige und verschwenderische royalistische Bürokratie betrieb eine verhängnisvolle Finanzpolitik; die Aristokratie und der Klerus bluteten die Bauernschaft aus, behinderten die wirtschaftliche Entwicklung des Landes, verschlangen die besten Brocken und dünkten sich den erfolgreichen und tatkräftigen Bourgeois gegenüber fast so überlegen wie die weißen Pflanzer San Domingos gegenüber den Mulatten.

Doch auch die französische Bourgeoisie hatte ihren Stolz, und keiner besaß mehr davon als die maritimen Großkaufleute. Wir haben gesehen, wie wohlhabend sie waren. Sie begriffen sich als das Fundament nationalen Wohlstandes, kauften Ländereien des Adels auf, bauten große Schulen und Universitäten, lasen Voltaire und Rousseau. Sie schickten ihr Leinen in die Kolonien, wo es gewaschen wurde und die rechte Farbe und Duftnote bekam, ließen ihren Wein für die Dauer von zwei oder drei Schiffsreisen auf kolonialem Boden lagern, damit er das richtige Bouquet erhielt. An der Seite der übrigen Vertreter des Bürgertums protestierten sie gegen ihre soziale Benachteiligung, den chaotischen Zustand der französischen Administration, die finanzielle Behinderung ihrer Geschäfte. 1788 trieb ein harter Winter die Dinge auf die Spitze. Die Monarchie war bereits bankrott, die Aristo-

kratie versuchte angestrengt, ihre frühere Machtposition zurückzuerlangen, die Bauern begannen zu revoltieren, und die Bourgeoisie erkannte, daß für sie die Zeit gekommen war, das Land nach englischem Vorbild im Bündnis mit der radikalen Aristokratie zu regieren. In der Agitation, die die Französische Revolution einleitete, übernahm die Handelsbourgeoisie die Führung. In der Landschaft Dauphiné und in der Bretagne mit den Häfen Marseille und Nantes griff die Bourgeoisie die Monarchie schon vor der offiziellen Einberufung der Generalstände an, und Mirabeau, der erste Führer der Revolution, war Deputierter für Marseille.

Aus dem ganzen Land trafen Cahiers de doléances ein, Beschwerdehefte der Urwählerschaft zu den Generalständen, aber die Franzosen hatten wie die übergroße Mehrheit der Europäer heute noch zu viele eigene Probleme, als daß sie sich um die Leiden der Afrikaner hätten kümmern können, und nur wenige Cahiers – hauptsächlich aus Kreisen der Geistlichkeit – forderten die Aufhebung der Sklaverei. Mirabeau, Pétion, Bürgermeister von Paris, Abbé Grégoire, Condorcet, allesamt Mitglieder der Freunde der Schwarzen, waren Deputierte, alle der Aufhebung verschworen, aber Beseitigung der Sklaverei bedeutete den Ruin der Handelsbourgeoisie. Zunächst allerdings rauften sich die Generalstände mit dem König.

Während die französische Bourgeoisie zu Hause den Angriff auf die absolute Monarchie führte, taten es ihr in den Kolonien die Plantagenbesitzer gleich, und wie in Frankreich formten auch in San Domingo die geographischen Unterschiede und deren historische Entwicklung die revolutionäre Bewegung und die bevorstehende Erhebung der Sklaven.

Der Stolz der Kolonie war die große Nordebene mit dem Haupthafen Le Cap. Nach Norden hin wurde sie durch den Ozean begrenzt, im Süden durch eine Gebirgskette, die sich fast die ganze Insel entlang erstreckte. Sie war rund fünfzig Meilen lang und zwischen zehn und zwanzig Meilen breit, seit 1670 kultiviert, bedeckt mit Plantagen, die nicht weit voneinander entfernt lagen. Le Cap bildete das Zentrum des ökonomischen, sozialen und politischen Lebens. In jeder revolutionären Erhebung

würden die Plantagenbesitzer der Nordebene und die Kaufleute und Rechtsanwälte von Le Cap führend sein (aber da die Sklavengruppen der Nordebene leicht Verbindung zueinander unterhalten konnten, müßten sie Veränderungen in der Machtkonstellation rasch erfassen und sich zu politischem Handeln bereit finden).

Ganz anders war die Lage in der Westprovinz mit ihren isolierten, über weite Gebiete verstreuten Plantagen. Am Artibonite, in Saint Marc, den Verrettes und Mirabelais gab es viele besitzende Mulatten, von denen es einige zu großem Wohlstand gebracht hatten.

Eine Sonderstellung nahm die Südprovinz ein. Sie war ziemlich dünn besiedelt, die Mulatten stellten den Hauptteil der Bevölkerung. Das östliche Ende, Kap Tiburon, lag nur rund fünfzig Meilen von Jamaica entfernt. Hier trieb der Schleichhandel besondere Blüten.

Anfang 1788 übernahm die Nordprovinz die Führung. Sie schuf ein geheimes Komitee, das eine Vertretung bei den Generalständen anstreben sollte. In Paris gründeten die wohlhabenden abwesenden Adligen ein Komitee zu dem gleichen Zweck. Beide Gruppen arbeiteten zusammen, und die Pariser Adligen weigerten sich, das Veto des Königs anzuerkennen. Ende 1788 beriefen die Kolonisten Wählerversammlungen ein und wählten eine Delegation, die sich zum Teil aus ihren Verbündeten in Paris zusammensetzte. Ihr Beschwerdeheft forderte die Abschaffung des Militärgerichtswesens und die Errichtung einer zivilen Justizgewalt. Für die gesamte Gesetzgebung und die Steuern sollten Provinzialversammlungen zuständig sein; diese unterstünden nur dem König und einem Kolonialkomitee, das in Paris säße, aber von ihnen selbst zu wählen wäre. Indem die Pflanzer die politischen Rechte auf die Eigentümer beschränken, schlossen sie die Kleinen Weißen, die an der ganzen Agitation wenig Interesse zeigten, wirksam von der Macht aus. Sklaven und Mulatten wurden mit keinem Wort erwähnt. Sklaven zählten nicht, aber die Mulatten sicherten sich von der aufgeschreckten Bürokratie die Erlaubnis zu, eine eigene Abordnung nach Paris zu entsenden. Doch mehrere Plantagenbesitzer zu Hause und einige in Paris, der Club Massiac, betrachteten den Wunsch, bei den Generalständen vertreten zu sein, mit Mißtrauen. Die Agita-

tion für die Abschaffung des Sklavenhandels in England, die Propaganda der Freunde der Schwarzen, die revolutionäre Stimmung in Frankreich erweckten böse Vorahnungen. Eine Handvoll Deputierter konnte zwar nichts ausrichten, würde aber die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und das erwachende politische Interesse auf die gesellschaftlichen Verhältnisse in San Domingo lenken, und das war genau das, was man nicht wünschte. Doch die Gruppe, die sich für eine Vertretung einsetzte, hatte ein positives Ziel vor Augen und war, obwohl in der Minderheit, kühn und zuversichtlich. Ihre Gegner, die ein schlechtes Gewissen plagte und die lediglich Ärger vermeiden wollten, konnten den Bemühungen keinen wirksamen Widerstand entgegensetzen. Koloniale Repräsentation in einem zentralen gesetzgebenden Organ war damals ein unerhörtes Novum, aber die Vertreter San Domingos nutzten die revolutionäre Unruhe der Hauptstadt und schlugen die Einwände des Königs und des Ministers in den Wind. Sie ersuchten den Adel um Beistand, aber er zeigte ihnen die kalte Schulter, und als Louis den Dritten Stand entmachten wollte und die Deputierten zum Tennisplatz zogen, um zu schwören, daß sie, die Vertreter des Volkes, niemals klein beigeben würden, geleitete Goy d'Arsy, der Führer der Kolonisten, seine Gruppe kolonialer Adliger dreist zu der historischen Versammlung. Aus Dankbarkeit für die unerwartete Unterstützung hieß die Bourgeoisie sie willkommen, und so akzeptierte Frankreich das Prinzip kolonialer Repräsentation.

Zuversichtlich verlangten die Sklavenbesitzer achtzehn Sitze, aber Mirabeau wandte sich zornig gegen sie: „Sie fordern im Verhältnis zur Bevölkerungszahl vertreten zu sein. Die freien Schwarzen sind Besitzer und Steuerzahler, und dennoch erlaubt man ihnen nicht zu wählen; und was die Sklaven betrifft, so sind das entweder Menschen, oder sie sind es nicht. Wenn die Kolonisten sie als Menschen betrachten, sollen sie sie freisetzen, ihnen das Stimmrecht geben und sie für die entsprechenden Sitze wählen lassen. Falls aber das Gegenteil der Fall sein sollte – haben wir etwa, als wir die Deputierten ins Verhältnis zur Bevölkerungszahl Frankreichs setzten, die Zahl unserer Pferde und Maulesel einkalkuliert?"

San Domingo wurden nur sechs Vertreter zugestanden. In weniger als fünf Minuten hatte der große liberale Redner die An-

gelegenheit der Freunde der Schwarzen mit unvergeßlichen Worten unverblümt ganz Frankreich vorgetragen. Die Vertreter San Domingos begriffen, was sie getan hatten; sie hatten das Geschick ihrer Insel der Nationalversammlung eines revolutionären Volkes anvertraut und dadurch die Geschichte der Freiheit in Frankreich und der Sklavenemanzipation in San Domingo untrennbar miteinander verbunden.

Die Kolonisten in San Domingo ahnten die gewaltigen Umwälzungen noch nicht, sondern schritten weiter von Sieg zu Sieg. Wie für Frankreich waren die letzten Monate des Jahres 1788 auch für San Domingo schwer gewesen. Frankreich hatte den Getreideexport verbieten müssen, und unter diesen Umständen erwies sich die Exklusive als tyrannischer Hemmschuh, der die Insel in eine Hungersnot zu stürzen drohte. Der Gouverneur öffnete den ausländischen Schiffen einige Häfen; der Intendant, Barbé de Marbois, stimmte der ersten kleinen Lockerung zu, weigerte sich jedoch, eine Ausdehnung zu sanktionieren. Die Sache gelangte vor den Königlichen Rat, der den Gouverneur zurückwies, maßregelte, ihn abberief, einen Nachfolger ernannte. Die Kolonisten verlangten das Blut des Intendanten. Dies war die Lage, als an einem Septembertag ein Schiff in den Hafen von Le Cap einlief, der Kapitän an Land stürzte, durch die Straßen rannte und laut die Neuigkeiten des vierzehnten Juli verkündete: Der König hatte Maßnahmen getroffen, die Verfassunggebende Nationalversammlung gewaltsam aufzulösen, da waren die Pariser Massen zu den Waffen geeilt, hatten die Bastille, das Symbol der feudalen Reaktion, gestürmt. Die Große Französische Revolution hatte begonnen.

III

Parlament und Eigentum

Fast alle Kreolen San Domingos trugen die rote Kokarde. In den vordersten Reihen der Agitatoren fand man jene Pflanzer, die gegenüber der Handelsbourgeoisie am stärksten verschuldet waren. Die Miliz wurde nach dem Muster der Bürgerwehren des revolutionären Frankreich zur Nationalgarde umgewandelt. Die Kolonisten gaben sich malerische Uniformen und militärische Ehrenzeichen, ernannten sich zu Hauptleuten, Brigadekommandeuren, Generalen. Sie lynchten die paar Leute, die offen opponierten, und da sie dann keine Feinde mehr hatten, die sie bekämpfen konnten, erfanden sie einige. Eine Abteilung der Nationalgarde verließ Le Cap, um gegen rebellierende Neger ins Feld zu ziehen. Nach stundenlangem ermüdendem Umherstreifen marschierten sie zurück. Einen tödlich Verwundeten hatten sie zu beklagen, doch der Mann war nicht das Opfer revoltierender Neger geworden (es gab nämlich keine), sondern der Kugeln seiner eigenen Kameraden. Als zwei Jahre später der Aufstand begann, standen die Schwarzen, die bei dieser idiotischen Expedition als Führer gedient hatten, an der Spitze der Erhebung.

Um der Lynchjustiz zu entgehen, flüchteten Barbé de Marbois, der Intendant, und einige der verhaßtesten Bürokraten nach Frankreich. Gegen den Willen des Gouverneurs bestimmte das Provinzialkomitee die weitere Richtung der Entwicklung und traf Vorbereitungen für Wahlen in der Nordprovinz. Im Januar 1790 kam der Erlaß des Ministers, eine Kolonialversammlung zu bilden, und drei Provinzialinstanzen beriefen sie nach der Stadt Saint Marc ein.

De Peynier, der Gouverneur, war alt und schwach, aber auch ein starker Mann hätte sich Schwierigkeiten gegenübergesehen; denn die absolute Monarchie, durch die Revolution in Paris ge-

lähmt, konnte ihre überseeischen Vertreter nicht mehr unterstützen. Die Kleinen Weißen waren, als sie vom Fall der Bastille gehört hatten, ihren Freunden, der Bürokratie, abtrünnig geworden und zur Revolution übergelaufen. Die letzte Hoffnung der Bürokraten waren die Mulatten, und der Gouverneur wies die Distriktkommandanten an, ihnen gegenüber eine andere Haltung einzunehmen. „Es ist dringender denn je erforderlich, ihnen keinerlei Grund zur Klage zu geben, sondern ihnen Mut zu machen und sie als Freunde und Weiße zu behandeln." Der Abbau der Rassenvorurteile hatte begonnen. Der Anlaß mag betrüblich sein, aber dies ist der Weg, auf dem sich der Fortschritt der Humanität vollzieht, Festredner und Historiker lieferten die schönen Worte und die Blumen.

Der Plan funktionierte bewundernswert. Aus reiner Selbstverteidigung gegen die mörderischen Gewalttätigkeiten der Kleinen Weißen und der Revolutionäre unterstützten die Mulatten überall die königliche Bürokratie und das königliche Militär. Die Habgier verstärkte die Vorurteile. Am Anfang, als die reichen Weißen noch die Bewegung kontrollierten, hatten sie Annäherungsversuche an die reichen Mulatten unternommen, aber der Eintritt der Kleinen Weißen in das Geschehen änderte die Verhältnisse völlig. Die zornigen (und schwer verschuldeten) Politiker, die die Revolution in San Domingo jetzt anführten, und die besitzlosen Kleinen Weißen wollten die Mulatten beseitigen und ihr Eigentum konfiszieren. Die Weißen zählten dreißigtausend Leute. Die Mulatten und freien Schwarzen waren etwa gleich stark, aber ihre Zahl wuchs viel schneller als die der Weißen. Erbittert über die Verfolgungen nannten sie die Weißen Störenfriede und sich selbst Staatsbürger. Die Revolutionäre verbreiteten die Ansicht, daß die Mulatten, wenn man sie nicht zügelte, die Weißen bald zahlenmäßig überflügeln und aus der Kolonie vertreiben würden. Und nun hatten sich die Mulatten der Konterrevolution angeschlossen.

Gegen Jahresende traf die Nachricht vom Pariser Erfolg der Mulatten ein. Am 22. Oktober hatte die Nationalversammlung sie empfangen, und vom Präsidenten war ihnen auf ihr Bittgesuch hin mitgeteilt worden, kein Teil der Nation solle die ver-

sammelten Vertreter des französischen Volkes vergeblich um Gewährung seiner Rechte ersuchen. Am 4. Dezember sprach Graf Charles de Lameth, zur damaligen Zeit ein führender Kopf der Revolution, begeistert die berühmten Worte: „Ich bin einer der größten Eigentümer San Domingos, aber ich erkläre vor Ihnen, daß ich es vorziehen würde, alles, was ich besitze, zu verlieren, als die Grundsätze, die Gerechtigkeit und Menschlichkeit gebieten, zu verletzen. Ich spreche mich sowohl für die Zulassung der Mischlinge zu konstituierenden Versammlungen wie für die Freiheit der Schwarzen aus!"[1]

Nicht nur politische Rechte der Mulatten, sondern auch Aufhebung der Sklaverei. Die Nachricht trieb Weiß-San-Domingo zur Raserei. Wie konnten die Menschen ahnen, daß die Erklärung nicht wörtlich zu nehmen war, daß sich Lameth, ein rechter Liberaler, als hartnäckigster Gegner der Mulatten und der Sklavenbefreiung entpuppen sollte? Die Weißen begannen die Mulatten zu terrorisieren.

Lacombe, ein Mulatte, forderte für sein Volk soziale und politische Rechte. Die Weißen Le Caps hängten ihn auf der Stelle. Als Grund gaben sie an, daß er von der herkömmlichen Formel abgewichen sei, indem er seine Petition mit den Worten „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes" eingeleitet habe.

M. de Baudière, ein weißhaariger Majordomus, entwarf für einige Mulatten, die ihren Status verbessern wollten, ein maßvolles Bittgesuch. Die Weißen aus der Umgebung lynchten ihn, stellten seinen aufgespießen Kopf zur Schau und verstümmelten den Leichnam gräßlich.

Führer des Terrors waren die Kleinen Weißen: die Leiter und Verwalter der Plantagen und die Masse der Städter. In einigen Gemeinden des Nordens hatten weiße Plantagenbesitzer die Mulatten zu den Wählerversammlungen eingeladen. Die Kleinen Weißen verweigerten ihnen die Teilnahme, und diese Beispiele machten Schule. Bald war es überall so. Die Kleinen Weißen saßen in den Versammlungen, von denen die wohlhabenden farbigen Eigentümer ausgeschlossen blieben. Eine Wählerver-

---

1 Michel, *La Mission du Général Hédouville à Saint-Domingue*, Port-au-Prince, Haiti, 1929, Bd. 1, S. 11–12.

sammlung der Westprovinz erklärte sogar, daß die Farbigen nicht den Bürgereid schwören dürften, ohne der allgemeinen Formel ein Respektsversprechen für die Weißen hinzuzufügen.

Die reichen und zahlenmäßig starken Mulatten von Artibonite und Les Verrettes weigerten sich, ein derartiges Gelübde abzulegen, und riefen ihre Brüder auf der ganzen Insel zur Empörung auf. Die Weißen mobilisierten alle ihre Streitkräfte, und der Aufruhr ebbte ab. Doch diesmal waren die reicheren Pflanzer gründlich erschrocken. Die Anführer der Mulatten flohen, es gab nur wenige Verhaftungen, und trotz des schrillen Geschreis der Kleinen Weißen verzichteten die reichen Pflanzer auf Repressalien. Das Verhalten der Kleinen Weißen machte die Plantagenbesitzer des ganzen Landes und insbesondere der Westprovinz nervös. Diese Habenichtse waren früher respektvoll gewesen, dann hatte es ihnen eine Zeitlang geschmeichelt, daß sie als Gleichberechtigte behandelt wurden, und jetzt drängten sie vorwärts, darauf bedacht, die Revolution für ihre Zwecke auszunutzen, Beamte und selbst Herren zu werden. Bei den Wahlen zur neuen Versammlung griffen sie zu Einschüchterung und Gewalt gegen die reicheren Weißen, um sich eine Mehrheit zu sichern. Die reichen Plantagenbesitzer wandten sich mehr den königlichen Autoritäten zu, die sie bisher gehaßt hatten, und suchten einen Kompromiß mit der anderen Kaste von Sklavenhaltern herbeizuführen, den reichen Mulatten. Im September hatte die Nachricht vom Fall der Bastille San Domingo erreicht. Jetzt, kaum ein halbes Jahr später, folgten die Reichen San Domingos angesichts der revolutionären Kleinen Weißen und der extremen Revolutionäre im Kreise der Kolonialversammlung dem Beispiel der Bürokraten und rückten näher an die reichen Mulatten heran. Ohne Zweifel hatte Gott die Schwarzen so geschaffen, daß sie den Weißen unterlegen waren, sicher stellte die Exklusive eine monströse Einrichtung dar, die Bürokratie eine Bürde, aber im Hinblick auf die Gefahren, die die Besitzer Hunderter von Sklaven auf sich zukommen sahen, fanden sie sich bereit, ein Auge zuzudrücken und über die jahrhundertealten Dogmen ihrer Kaste hinwegzusehen.

Die Kolonialversammlung, sagt Deschamps, hielt sich allen Ernstes für eine Miniaturausgabe der Verfassunggebenden Nationalversammlung, aber die ungeschlachten Weißen San Domingos spürten kein Fünkchen jenes erhabenen Gefühls, das die revolutionäre Bourgeoisie andernorts veranlaßte, ihre Machtergreifung mit einer Unabhängigkeitserklärung und einer Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte krönen. Sie vergeudeten keine Zeit, versetzten der Exklusive Schlag auf Schlag, lehnten die Kontrolle durch die Nationalversammlung ab und bekundeten ihre Treue gegenüber der Krone. Doch das ist der Punkt, an dem die Schwierigkeiten begannen.

Die Versammlung der Nordprovinz setzte sich vorwiegend aus Anwälten und Kaufleuten zusammen. Diese lebten in Le Cap und vertraten die finanziellen und kommerziellen Interessen der Handelsbourgeoisie. Für sie hätte jeder Bruch mit Frankreich den Ruin bedeutet. Nach der neuen Verfassung hätten die Männer Saint Marcs das letzte Wort gehabt über die Millionen Franc, die sie Frankreich schuldeten. Als die Versammlung von Saint Marc ein Dekret verabschiedete, das den Wucher der Kaufleute und Anwälte in Le Cap verurteilte, da überwarf sich die Provinzialversammlung des Nordens prompt mit Saint Marc (aus höchst patriotischen Gründen, versteht sich) und zog ihre Mitglieder zurück. Doch obwohl die Männer der Nordebene in Opposition zur Versammlung von Saint Marc standen, waren sie selbst Bourgeois, eng mit der Handelsbourgeoisie Frankreichs verbunden, daher Verfechter der Revolution und Feinde der königlichen Bürokratie. San Domingo kannte also drei weiße Strömungen: die königliche Bürokratie, mit anderen Worten die Konterrevolution, die täglich stärker wurde, weil die reichen Pflanzer fortfuhren, sich aus der Versammlung von Saint Marc zurückzuziehen; die Mitglieder der Versammlung von Saint Marc selbst, die Patrioten, wie sie sich nannten; und die Provinzialversammlung des Nordens, die beide Seiten im Auge behielt, zunächst jedoch die Regierung unterstützte, weil diese das Bindeglied zu Frankreich bildete. Die Vertreter aller drei Strömungen verachteten die Mulatten, und alle brauchten sie. Die Provinzialversammlung des Nordens hatte erste Annäherungsversuche unternommen. Die königliche Bürokratie pflegte offen gute Beziehungen. Die Versammlung von Saint Marc war bereit, Zu-

geständnisse zu machen – als Gegenleistung für eine Unterstützung im Unabhängigkeitskampf.[1] Damit waren die Mulatten nicht einverstanden, woraufhin die Patrioten zu ihrer alten Auffassung zurückkehrten und erklärten, die Freiheit der Farbigen widerspreche den Gesetzen Gottes und der Menschen und müsse folglich abgeschafft werden. In dieser grimmigen Stimmung erreichte sie das Dekret des 8. März, das die Verfassunggebende Nationalversammlung verabschiedet hatte.

Die französische Bourgeoisie war gezwungen, die koloniale Frage irgendwann zu lösen, aber sie schob es so lange wie möglich auf.

Im September 1789 begab sich die Delegation der Mulatten zum Club Massiac und bat darum, in der Nationalversammlung bei ihrem Kampf um die Rechte unterstützt zu werden. Der Club Massiac wies das Ansinnen zurück, aber diese Pflanzer wünschten Unabhängigkeit und versuchten insgeheim mit Raimond, dem Führer der Mulatten zu schachern: Mulattenrechte für Unterstützung der Unabhängigkeitsbestrebungen.[2] Raimond lehnte ab. Jetzt lag alles bei der Nationalversammlung. Indes, die kolonialen Weißen schworen, den Mulatten die Rechte gewähren, hieße die Kolonien ruinieren, und die Bourgeoisie wollte nicht, daß die Kolonien ruiniert wurden. Da traten die Pariser Massen erneut auf den Plan, stärkten den Mulatten den Rücken und machten die Verwirrung der Bourgeoisie in Fragen der Kolonie komplett.

Der Sturm auf die Bastille hatte nicht nur König und Hof erschreckt. Auch die Bourgeoisie war verunsichert. Sie ging unverzüglich daran, eine Nationalgarde aufzustellen, wobei die Armen strikt ausgeschlossen blieben. Sie zögerte aber auch nicht, den Schlag gegen die Monarchie für sich auszunutzen, und sie

---

1 Bevollmächtigter Roume an das Komitee für Öffentliche Sicherheit, *Les Archives du Ministère des Affaires Étrangères. Fonds Divers, Section Amérique*, No. 14, Blatt 258. Vgl. in diesem Zusammenhang auch Garran-Coulon, *Rapport sur les Troubles de Saint-Domingue, fait au nom de la Commission des Colonies, des Comités de Salut Public, de Législation, et de la Marine, Réunis*, 4 Bände, Paris, 1798, Bd. II, S. 7–8.

2 Garran-Coulon, *Rapport sur les Troubles de Saint-Domingue* . . . Bd. II, S. 6.

entwarf die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte, in der verkündet wurde, daß alle Menschen von Geburt frei und gleich und die Kastenunterschiede des Feudalismus für immer abgeschafft seien. Die Konstituante nahm die Endfassung des Entwurfs nahezu einmütig an, doch der König wollte nicht unterzeichnen und bereitete heimlich die Konterrevolution vor. Die Kunde erreichte Paris, und die Massen, hauptsächlich Frauen, begannen ihren Marsch auf Versailles. Da sie dem König noch trauten, brachten sie ihn nach Paris (fort von seinen schlechten Ratgebern, wie sie meinten), und die Versammlung begleitete ihn. Immer wieder gedrängt – durch das Volk, nicht durch die Bourgeoisie –, unterschrieb der König schließlich. Dies geschah Anfang Oktober. Vierzehn Tage später, am 22. Oktober, erschienen die Mulatten vor den Pforten des Hauses, das noch den Geist der Erklärung atmete, und wollten die Menschenrechte für sich in Anspruch nehmen. Die Bourgeoisie zeigte sich ratlos. Raimond, der Mulattenführer, war ein angesehener Pariser Anwalt, Ogé Mitglied der Freunde der Schwarzen und ein Freund des Abbé Grégoire, Brissots, des Marquis de Condorcet und des ganzen illustren Kreises, ein so talentierter Mann, das es hieß, es gebe keinen Posten, den er nicht bekleiden könnte. Wie sollte eine Versammlung, die gerade die Deklaration der Menschenrechte verabschiedet hatte, sich weigern, diese Männer von einer schreienden Ungerechtigkeit zu befreien, zumal sie ihre Forderung nicht rein abstrakt begründeten, sondern sechs Millionen zur Deckung der Staatsschulden anboten? Es war ein heikler Fall, und der Präsident hieß die Männer höflich, wenngleich vorsichtig willkommen. Doch davon wollten die Kolonisten nichts wissen. Sie drohten der Bourgeoisie einerseits mit dem Gespenst einer Sklavenrevolte und andererseits mit ihrer eigenen Unabhängigkeit. Die Handelsbourgeois fürchteten um die Millionen, die sie investiert hatten, und um ihre Marktbeziehungen. Sie liefen rot an und vergaßen die Menschenrechte, sooft die koloniale Frage zur Sprache kam. Zu ihrem eigenen Unglück war die Bourgeoisie nicht homogen. Der revolutionäre Flügel des Hauses ergriff für die Sache der Mulatten Partei. Die Versammlung, die bisher in Sachen Menschenrechte große Eintracht gezeigt hatte, spaltete sich in eine extreme Rechte, eine extreme Linke und ein schwankendes Zentrum.

Zur Rechten gehörten die kolonialen Deputierten, die Absentisten (abwesende Plantagenbesitzer, die nicht auf ihren Pflanzungen lebten, sondern diese verwalten ließen), die Agenten der Kolonisten und die Vertreter der weit gefächerten Handelsbourgeoisie. Die Kolonisten suchten Unabhängigkeit oder wenigstens ausreichende Autonomie, um die Fesseln der Exklusive zu sprengen und die royalistische Bürokratie abzuschütteln. Die Handelsbourgeoisie, die ebenfalls gegen die Bürokratie auftrat, war andererseits entschlossen, die Exklusive weitgehend zu erhalten. Beide Parteien erachteten es für erforderlich, das, was sie „Ordnung" nannten, in den Kolonien zu bewahren, und die Kolonisten, die sich auskennen mußten, meinten, Ordnung könne nur dann herrschen, wenn die Mulatten auf ihrem Platz blieben. In der Versammlung sagten die Kolonisten sowenig wie möglich, enthielten sich bei allen Beschlüssen der Stimme, verzögerten jede Diskussion, die sich um die Kolonien drehte, bezichtigten die Freunde der Schwarzen, fremden Interessen zu dienen, leugneten, daß Mulatten und freie Neger Grund zur Klage hätten, versprachen, daß die kolonialen Versammlungen sämtlichen Beschwerden der Mulatten und freien Neger nachgehen würden. Sie bildeten mit den Handelsbourgeois ein Komplott, um Mulatten und Neger an der Rückkehr nach San Domingo zu hindern, und dehnten das Ausreiseverbot sogar auf jene Weißen aus, die der Sache der Mulatten Sympathie entgegenbrachten. Der Minister erhielt daraufhin eine Eingabe und erklärte, er habe keine Anweisung erteilt, die freien Überfahrten zu unterbinden, aber er hätte auch nicht das Recht, die Beschränkung aufzuheben. Nicht zum letztenmal in der Geschichte fanden die Konterrevolution und alle vermögenden Kräfte der Revolution eine gemeinsame Plattform, um die Lösung der kolonialen Frage zu hintertreiben.

Auf der anderen Seite standen die Radikalen, Humanisten und Philosophen, die Intellektuellen der damaligen Zeit, und die Freunde der Schwarzen führten sie. Man belächelte sie als Träumer und Phantasten, als sie vorschlugen, den Mulatten die Menschen- und Bürgerrechte einzuräumen und die Sklaverei allmählich abzuschaffen, weil dies den Interessen Frankreichs – und, wie die Zeit lehrte, auch den Interessen der Kolonisten selbst – am besten diente. Doch wann haben die Besitzenden je der

Stimme der Vernunft gelauscht, wenn sie nicht durch Anwendung von Gewalt dazu gezwungen wurden? Gegen Geld und Gut, gegen Verbindungen, die darauf gerichtet waren, althergebrachte Vorteile zu verewigen, gegen skrupellose Intrigen kämpften auch die radikalen Propagandisten vergeblich. Ihre Kraft lag in den Massen, und die Pariser Massen interessierten sich noch nicht für die koloniale Frage, obwohl sie die Forderungen der Mulatten allgemein unterstützten.

Doch abgesehen von den Freunden der Schwarzen, die wenigistens einige bescheidene Versuche unternahmen, die Situation zu ändern, waren alle bestrebt, die Sklaven zu vergessen.

Anfangs setzten sich die Rechte durch, aber die koloniale Frage spaltete die Bourgeoisie immer wieder aufs neue, beschämte sie, zerstörte ihre Moral und schwächte ihre Fähigkeit, mit den großen innenpolitischen Problemen fertig zu werden. Mirabeaus Worte hallten in den Ohren der Kolonisten, als sie die strittigen Punkte von der Tagesordnung absetzen wollten und vorschlugen, sie einer Kolonialen Kommission, einem Gremium von zehn Kaufleuten und zehn Kolonisten, zu übertragen. Die Sitzung endete in einem Tumult. Am 3. Dezember begann eine große Debatte, und der Antrag auf Bildung der Kommission wurde abgewiesen. Am Tag darauf gab Charles de Lameth seine hochtrabende Erklärung ab, und fortan betrachtete man die Gewährung der Rechte für die Mulatten als ersten Schritt zur Abschaffung der Sklaverei.

Am 30. Januar 1790 wurden die Mulatten dank des Beistandes der Freunde der Schwarzen erneut vorstellig. „Protestanten, Komödianten, Juden, die Angehörigen von Verbrechern" – allen hatte die Versammlung ihre politischen Rechte gegeben, nur den Mulatten nicht. Sie predigten tauben Ohren, aber im Februar trafen aus San Domingo, Martinique und Guadeloupe so alarmierende Nachrichten ein, daß die Versammlung handelte. Am 2. März ernannte sie eine Kommission, die die Dokumente durchsehen und nach fünf Tagen Bericht erstatten sollte. Es war genau das, was der Club Massiac, die kolonialen Deputierten und die Handelsbourgeois angestrebt hatten. Alles war vorbereitet. Die Kommission, die unparteiisch sein sollte, bestand aus

zwölf Mitgliedern, von denen zehn einen Zweig des kolonialen Handels vertraten. Außerdem ließen die Intriganten Barnave zum Vorsitzenden ernennen.

Barnave ist eine der großen Gestalten der Französischen Revolution, Bourgeois bis auf die Knochen, ein Anwalt mit klarem, kaltem Verstand. Hatte die Bourgeoisie erst die Verfassung gewonnen und die Abgabefreiheit begrenzt, war für ihn die Revolution beendet. Als guter Bürger besaß er ungeheure Hochachtung für königliches und adliges Blut. Er war ein enger Vertrauter der Lameths, verkehrte in ihrem Haus, und über sie pflegte er enge Beziehungen zu den Absentisten und Adligen des Club Massiac. Der Club Massiac hätte sich keinen besseren Fürsprecher wünschen können. Barnave debattierte geschickt und erfreute sich großer Beliebtheit. Noch ging von ihm ein revolutionäres Fluidum aus, denn er hatte ein paar leidenschaftliche Worte für die Gefallenen der Julitage gefunden. Der Club Massiac war ihm seit langem freundlich gesonnen. Im Februar schickte ihm der Präsident des Klubs ein Memorandum zur kolonialen Frage, um das Barnave gebeten hatte. So kam es, daß er, nachdem er am 2. März ernannt worden war, seinen Bericht am 8. März fertig hatte. Als Sprecher der Kommission schlug er alles vor, was ein vernünftiger Kolonist erwarten konnte. Man sollte es den Kolonisten überlassen, ihre eigene Verfassung auszuarbeiten und die Exklusive zu modifizieren, beide Dokumente müßten der Nationalversammlung zur Billigung vorgelegt werden. Im Entwurf des Dekrets fehlten die Worte „Sklave" und „Mulatte", denn die Mitglieder der Versammlung wollten sie nicht hören, aber Barnave vertraute die „Kolonisten und ihr Eigentum" dem besonderen Schutz der Nation an, und Sklaven waren Eigentum. Das Dekret bezichtigte jeden des Verbrechens an der Nation, der es versuchen sollte, direkt oder indirekt gegen irgendeinen kommerziellen Zweig zu opponieren. Das war eine Warnung an die Freunde der Schwarzen und setzte allem Gerede von einer Abschaffung des Sklavenhandels ein amtliches Ende. Hingerissen von solcher Weisheit und Delikatesse begleitete die Bourgeoisie die Verlesung des Dekrets mit Applaus, und Mirabeau, Pétion und andere Deputierte der Linken wurden niedergeschrien, als sie auf die Menschenrechte hin-

wiesen. Die hartnäckigen Vertreter San Domingos widersetzten sich dem Dekret, weil es nach ihrer Meinung nicht weit genug ging. Die Versammlung wies ihren Einwand verächtlich zurück.

Die Freunde der Schwarzen waren geschlagen, aber sie schickten sich an, über die Instruktionen, die das Dekret begleiteten, zu diskutieren. Barnave hatte sich in seiner einleitenden Rede oder in den Instruktionen mit keinem Wort auf die brennende Frage der politischen Rechte für die Mulatten und freien Schwarzen bezogen. Die Versammlung setzte alles daran, das heikle Problem zu umgehen, doch Abbé Grégoire brach das verschwörerische Schweigen. Artikel vier der Instruktionen verlieh „allen Personen" über fünfundzwanzig, die bestimmte Anforderungen an Eigentum und Wohnsitz erfüllten, das Wahlrecht. Grégoire sagte, nach seinem Verständnis schließe das die Mulatten ein. Ein Deputierter San Domingos protestierte. Ein weiterer Abgeordneter beantragte, die Debatte abzuschließen. De Lameth, der drei Monate zuvor so lautstark eine andere Meinung bekundet hatte, erklärte sich einverstanden, daß über Grégoires „unbedachten Vorschlag" nicht diskutiert werden sollte, und das Haus beschloß, von einer Diskussion abzusehen. Die Bourgeoisie wollte mit diesem Streitpunkt nichts zu tun haben, schickte das zweideutige Dekret nach San Domingo und hoffte das Beste.

Das Dekret des 8. März löste ein Wutgebrüll der Revolutionäre von Saint Marc aus. In Artikel vier hieß es: Personen, und sie bewiesen, daß Mulatten keine Personen waren. Wenn „Personen" für „Menschen" stände, müßte das Dekret auch für die Sklaven gelten. Den Mulatten die politischen Rechte zu geben, würde bedeuten, das eigene Todesurteil zu unterschreiben, denn diese Freunde der konterrevolutionären Bürokratie würden eine neue Versammlung überschwemmen. Man schwor sich, einer „degenerierten Mischrasse" niemals politische Rechte zu gewähren, und eröffnete eine weitere Terrorkampagne gegen die Mulatten. Die Bürokraten aber faßten neuen Mut. Viele Abgeordnete von Saint Marc legten ihr Mandat nieder. Sie waren entrüstet über die Anmaßung ihrer Kollegen und fürchteten die Folgen. Von den ursprünglich zweihundertzwölf Mitgliedern blieben weniger als die Hälfte übrig. Die Royalisten fühlten, daß die Unterstüt-

zung für sie stärker wurde, und beschlossen, mit der Revolution in San Domingo Schluß zu machen. De Mauduit, Befehlshaber der Truppen, marschierte gegen die Patrioten.

Die Versammlung Saint Marcs verfügte über keine Streitmacht, auf die sie sich verlassen konnte. Im Hafen von Port-au-Prince lag ein Schiff vor Anker, die *Léopard*, deren Besatzung von der Stadtverwaltung für die Patriotische Partei gewonnen worden war. Schutzlos den Truppen De Mauduits ausgeliefert, der Vernichtung preisgegeben, gingen fünfundachtzig Patrioten – darunter vierundsechzig Familienväter – an Bord der *Léopard*, um nach Frankreich zu fahren und persönlich für ihre Sache einzutreten. Die Bürokraten, die die weiße Kokarde der Royalisten trugen, beherrschten zunächst das Feld, und sämtliche Gruppierungen beschlossen, abzuwarten, was Frankreich sagen würde. Doch inzwischen wetzten alle ihre Messer. Politische Gerechtigkeit, das lag auf der Hand, war auf der Seite der stärkeren Bataillone. Die Mulatten, die gern die royalistische Kokarde getragen hätten, wurden von den triumphierenden Bürokraten daran gehindert. In Frankreich abgewiesen, in der Heimat erniedrigt, organisierten sie eine Revolte. Es war der Streit zwischen Bourgeoisie und Monarchie, der die Pariser Massen auf die politische Bühne rief. Der Streit zwischen Weißen und Mulatten war es, der die schlafenden Sklaven weckte.

Wenn nicht aufgestachelt durch die Freunde der Schwarzen, so doch mindestens mit ihrer Zustimmung verließ Ogé Paris, um die Erhebung in San Domingo zu leiten, und hierbei unterstützte und ermunterte ihn kein Geringerer als Clarkson.[3]

Ogé fuhr heimlich nach London, wo er mit Clarkson zusammentraf.[4] Dort erhielt er Geld und Kreditbriefe für den Ankauf

3 Lacroix, *Mémoires pour Servir à l'histoire de la Révolution de Saint-Domingue*. Paris, 1819, Bd. 1, S. 54–55.

4 Clarkson hätte nicht geholfen, eine Mulattenrevolte in einer britischen Kolonie zu organisieren, aber er war ein durchaus ernstzunehmender Mann, und die Aufrichtigkeit vieler Vertreter der Antisklavereibewegung steht außer Frage. Die nonkonformistischen Missionare und ihre Kongregationen waren ohne Zweifel durch humanitäre Gründe motiviert und wurden durch ihre Feindschaft gegenüber Fabriksklaverei und Wildgesetzen verstärkt. Doch wie erfolgreich wären sie gewesen ohne Pitt und die Interessen, die er vertrat?

von Waffen und Munition in den Vereinigten Staaten. Am 21. Oktober 1790 landete er in San Domingo, begleitet von seinem Bruder und Chavannes, einem der zahlreichen Mulatten, die im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg gekämpft hatten. Er rief zur Revolte auf.

Aber Ogé war Politiker, untauglich für die Aufgabe, die er sich gestellt hatte. Tausende von Mulatten warteten auf ein Zeichen von ihrem Führer. Dieser indessen verfaßte zwei wohlklingende Aufrufe – nicht für seine Anhänger, sondern für die Behörden in Le Cap. Er forderte sie auf, das Dekret des 8. März bekanntzumachen. Statt aber damit zu drohen, daß er widrigenfalls die Sklaven mobilisieren würde, versicherte er ihnen – ganz der gute Liberale – von vornherein, daß er nicht die Absicht habe, dies zu tun, und appellierte an die gemeinsamen Interessen der Weißen und der Mulatten als Sklavenhalter. Ogé verübte keine Verbrechen, aber Chavannes massakrierte einige Weiße. Rote und weiße Kokarden rückten zusammen. Heftige Regenfälle und Überschwemmungen hinderten die Mulatten des ganzen Landes, sich zu sammeln. Doch der ungestüme Ogé warf seine paar hundert Mann gegen Le Cap. Er wurde besiegt und floh mit wenigen Gefährten auf spanisches Territorium, von wo er ausgeliefert wurde.

Die Weißen folterten Ogé und seine Kameraden in einem monatelangen Prozeß und verurteilten sie dazu, barhäuptig und nur mit dem Hemd bekleidet, einen Strick um den Hals, vom Scharfrichter zum Hauptportal der Gemeindekirche geführt zu werden und dort, eine Wachskerze in den Händen, auf Knien ihre Verbrechen zu gestehen und um Vergebung zu bitten. Danach sollten sie zum Paradeplatz gebracht werden, wo ihnen auf einem Schafott Arme, Beine und Ellbogen zu brechen, sie selbst anschließend auf Räder zu binden waren, das Gesicht himmelwärts gewandt. In dieser Stellung hatten sie zu verbleiben, solange es Gott gefiel, sie leben zu lassen. Dann sollten sie geköpft und ihre Habe und ihr Besitz eingezogen werden. Noch im Tode wurde Rassentrennung geübt. Dem schriftlichen Urteilsspruch zufolge waren sie auf dem Platz gegenüber der Richtstätte für Weiße zu exekutieren. Der Soldat Chavannes ertrug die Marter ohne zu murren, aber Ogé brach zusammen und flehte um Gnade. Zwei Tage später erlitt sein Bruder das gleiche Schicksal, einundzwan-

zig weitere Häftlinge wurden gehängt, dreizehn lebenslang auf die Galeeren geschickt. Die ganze Provinzialversammlung des Nordens wohnte der Hinrichtung in Gala bei. Der brillante Ogé und seine Pariser Erfolge waren der Stolz aller Mulatten San Domingos gewesen, und der üble Prozeß und die Exekution blieben ihnen ins Gedächtnis geätzt.

Die Nachricht von Ogés Folter und Tod machte ganz Frankreich die Bedeutung der kolonialen Frage voll bewußt. Bisher hatte kein massiver Druck die französische Bourgeoisie zu beunruhigen vermocht. Die Konstituante weigerte sich, den Protest der Männer von der *Léopard* zur Kenntnis zu nehmen. Sie jagte die Versammlung von Saint Marc auseinander, ordnete die Wahl einer neuen an und entsandte zwei Regimenter, die dem Gouverneur helfen sollten. Doch in ihren Instruktionen blieb es den Kolonisten überlassen, das Schicksal der Mulatten zu entscheiden. Alle Weißen San Domingos – die Kräfte, die für die Unabhängigkeit und jene, die dagegen auftraten – waren sich in einem Punkt einig: Die Sklaverei mußte aufrechterhalten werden. Heute politische Rechte für die Mulatten? Das würde bedeuten: Morgen für die Sklaven. Man bekämpfte die Mulattenemanzipation als eine erste Vorhut der Sklavenbefreiung. Die französische Bourgeoisie begriff diesen Standpunkt, schrie im Abgeordnetenhaus die Freunde der Schwarzen nieder, schüchterte damit das Zentrum ein und bewahrte den kolonialen Status quo. Wieder durchbrachen die Pariser Massen die Front der Reaktion und drängten die Revolution vorwärts.

Die Großbourgeoisie hatte aufgehört, revolutionär zu sein. Die Verfassung, die ihre Vertreter ausarbeiteten, teilte das Volk in zwei Gruppen, in eine aktive – die Besitzenden – und in eine passive – die Besitzlosen, die Armen, die auf der Straße gekämpft hatten. Die Distrikte, Ballungsorte der Massen, wurden abgeschafft, und die bürgerliche Nationalgarde übte über Paris eine strenge Polizeikontrolle aus. Die Massen waren geknebelt und mundtot gemacht, und ohne die Massen blieben die radikalen Demokraten machtlose Rufer. Wären der König und die Königin politische Abstrakta und nicht Menschen von Fleisch und Blut gewesen, hätten sie bis an ihr Lebensende als starke konsti-

tutionelle Monarchen regiert, aber sie konspirierten ständig mit ausländischen Mächten und versuchten eine bewaffnete Intervention anzuzetteln. Das Volk wußte es, wie das Volk während einer Revolution stets Bescheid weiß, und im April 1791 begannen die Pariser Massen eine weitere Offensive. Am 18. April wollten Louis und seine Familie die Hauptstadt verlassen, um nach Saint-Claude zu fahren. Zwei Stunden lang hielt eine große Menge den Wagen auf, und schließlich mußte die königliche Familie umkehren. In diesen turbulenten Tagen traf die Nachricht von Ogés Martyrium ein. Paris gärte, die Wellen schlugen hoch. Kurze Zeit später spielten vollbesetzte Theater eine Tragödie, deren Held Ogé war. Als am 7. April die koloniale Frage wieder zur Sprache kam, ergriff Abbé Grégoire das Wort und forderte eine viertägige Vertagung, damit eine Debatte vorbereitet werden konnte. Moreau de Saint-Méry war sofort dagegen und verlangte eine unverzügliche Abstimmung in der alten Weise. Das glückte jedoch nicht mehr. Der Vertagungsantrag erhielt die Mehrheit, und ein Termin wurde vereinbart. Endlich mußte sich die Bourgeoisie ernsthaft mit der kolonialen Frage auseinandersetzen.

Die Debatte gestaltete sich zu einer der größten, die das Haus je erschüttert hatten. Robespierre machte den Deputierten bewußt, daß sie ein gefährliches Spiel trieben, wenn sie die wichtigsten Prinzipien, die Grundlage ihrer eigenen Position, umstießen.

„Sollte ich den Verdacht haben, daß unter jenen, die gegen die Rechte für die Farbigen aufgetreten sind, jemand wäre, der Freiheit und die Verfassung mißachtet, so würde ich glauben, daß sie lediglich Wege und Mittel suchen, um Ihre Dekrete und Grundsätze erfolgreich anzugreifen. Wann immer eine Frage erhoben wird, die das Interesse der Metropole unmittelbar betrifft, sagen sie Ihnen: Sie pochen stets auf die Menschenrechte, aber Sie selbst glauben so wenig daran, daß Sie die Sklaverei verfassungsmäßig sanktioniert haben."

Gemurr in der Versammlung.

„Das oberste Interesse der Nation und der Kolonien ist es, daß Sie frei bleiben und daß Sie die Grundlagen Ihrer Freiheit nicht eigenhändig über Bord werfen. Verdammt seien die Kolonien . . ."

Heftige Empörung im Saal.

„. . . wenn Ihr Glück, Ihr Ruhm, Ihre Freiheit der Preis sein sollten.[5] Ich wiederhole es – verdammt seien die Kolonien, wenn uns die Kolonisten durch Drohungen zwingen wollen zu beschließen, was ihren Interessen am besten entspricht. Ich erkläre im Namen der Versammlung, im Namen jener Versammlungsmitglieder, die die Verfassung nicht mit Füßen treten wollen, im Namen der ganzen Nation, die Freiheit wünscht, daß wir den kolonialen Deputierten weder die Nation noch die Kolonien noch die gesamte Menschheit opfern werden."

Das klang herrlich, aber es bedeutete nicht Abschaffung der Sklaverei. Es war nur das Wort „Sklaverei", gegen das Robespierre etwas einzuwenden hatte, nicht die Sache selbst. Alle hatten vereinbart, daran nicht zu rühren, obwohl es jeden bewegte.

Als Raimond das Wort erhielt, erklärte er unumwunden, die Mulatten müßten die Rechte erhalten, damit sie sich mit den Weißen vereinigen können, um die Sklaven niederzuhalten.

Stunde um Stunde verging, es wurde deklamiert, argumentiert, die Wahrheit verdreht, applaudiert, alles wegen der großen Dinge, die angeblich auf dem Spiel standen. Die Leidenschaften waren erwacht. Vier Tage dauerte die Debatte, und das ganze politisch engagierte Paris nahm Anteil. Unter den Beobachtern nahmen die kommerziellen Vertreter der Handelsbourgeoisie einen besonderen Platz ein. Sie schrieben Notizen für die Redner, gestikulierten Ablehnung oder Zustimmung, und dank ihres Prestiges und ihrer Geschäftserfahrungen übten sie auf die weniger informierten und unschlüssigeren Deputierten einen gewaltigen Einfluß aus. Aber alle populären Vereinigungen, die Jakobiner, die Verfassungsfreunde und so weiter verabscheuten den Club Massiac und seine schändliche Propaganda für die Sklaverei. Die einfachen Politiker traten entschieden für die Mulatten ein. Die Gruppierungen hielten sich die Waage, und die Abstimmung über die Entschließungsentwürfe und die Zusatzanträge ergaben bald eine Mehrheit für die eine, bald eine für die andere Seite. Am Ende des vierten Tages endlich, als die Deputierten er-

5 Robespierre sagte niemals: „Verdammt seien die Kolonien, eher als unsere Grundsätze." Das war eine typische Lüge der Reaktion und hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

schöpft waren und zu keiner Entscheidung finden konnten, erhob sich Rewbell und schlug einen Kompromiß vor. Jeder Mulatte, dessen Eltern – Vater und Mutter – frei waren, sollte das Stimmrecht haben. Das betraf nur vierhundert Leute, aber ein Ausweg schien gefunden zu sein. Der Kompromißvorschlag wurde mit überwältigender Mehrheit angenommen, und die Zuschauer jubelten über einen schwer errungenen Sieg, der an und für sich bescheiden war, aber weitreichende Konsequenzen haben konnte. Hatte ein Farbiger erst einmal seine Rechte erhalten, war der Triumph aller übrigen nur eine Frage der Arbeit und der Zeit.

Die Reichen geben sich nur geschlagen, wenn sie um ihr Leben laufen. In der Revolution unerfahren, hatte die Bourgeoisie versäumt, die Büros der Ministerien zu säubern, in denen die royalistischen Bürokraten saßen und Komplotte schmiedeten, um die alte königliche Macht wiederherzustellen. Die kolonialen Deputierten schrieben an die Konstituante, erklärten ihre Absicht, weiteren Sitzungen fernzubleiben, und verschworen sich mit den Bürokraten gegen das Dekret. Nach vielen Wochen entdeckte die Konstituante, daß der größere Teil der Kolonialkommission seit dem Tage, da das Dekret erlassen worden war, nicht mehr mitarbeitete. Neue Deputierte, die ernannt wurden, gaben zu verstehen, sie würden keiner Kommission beitreten, die ihre Hauptaufgabe darin sah, gegen den Beschluß aufzutreten, statt ihn durchzusetzen. Das Dekret lag in den Amtszimmern des Ministers auf Eis, und am 20. Juni wendete sich das Blatt. Barnave und seine Freunde hielten ihre Gelegenheit für gekommen.

Louis, der geplant hatte, an der Spitze der europäischen Konterrevolution in Frankreich einzufallen, floh nach Varennes. Er hinterließ ein Dokument, indem er die Verfassung verwarf, die einzuhalten er geschworen hatte. Nun war der Meineid der Königsfamilie für jeden Menschen des Landes offenkundig, auch für die Massen, die von Marat darauf vorbereitet worden waren, daß dies geschehen werde, und die alles getan hatten, was in ihren Kräften stand, um es zu verhindern. Die Bourgeois wünschten ihre Politik künftig ohne die Massen durchzuführen, und als der König floh, sorgten sie sich weitaus mehr um Paris

als um den verräterischen Monarchen. In dieser Situation trat Barnave als ihr Führer und ergebenster Vertreter hervor. Er rief den Versammelten die Ereignisse des 14. Juli ins Gedächtnis (mit ihnen hatte die Revolution begonnen und waren diese Herren auf ihren jetzigen Platz gestellt worden). Die Bourgeoisie mußte stark sein, nicht gegen den König, sondern um die Massen in die Schranken zu weisen. Er rief dazu auf, die Staatsbürger, das heißt die Nationalgarde, zu bewaffnen. Unter Barnaves fester Leitung nahm die Konstituante die Exekutivgewalt in die eigenen Hände.

Wenn das Volk Louis bewacht hätte, wäre er niemals entkommen, und jetzt war es das Volk, das ihn fing, ehe er mit den Feinden des Landes Berührung hatte. Barnave gehörte zu den Bevollmächtigten, die ihn nach Paris zurückbringen sollten, und dieser charakteristische Bourgeois bot der Königin in der Karosse seine Dienste an. Das revolutionäre Paris war ihr gemeinsamer Feind. Am 22. Juni gab ein Deputierter ein Gerücht zum besten: „Die Königsfamilie ist entführt worden . . ." Die Konstituante hielt es für geraten, das Volk glauben zu machen, der König wäre gegen seinen Willen abgereist. Die Radikalen versuchten zu protestieren. Die Konstituante nahm keine Notiz davon und folgte Barnave.

Doch in solchen Zeiten läßt sich das Volk nicht an der Nase herumführen. Tag für Tag strömten die Menschen auf die Straße und forderten, daß der meineidige König abdanken solle. Am 14. Juli, dem zweiten Jahrestag der Erstürmung der Bastille, versammelten sich die Massen auf dem Marsfeld, um in einer Petition die Entthronung des Königs zu verlangen, und die bürgerliche Nationalgarde unter Lafayette eröffnete das Feuer. Angesichts des revolutionären Volkes rückten die Reaktionäre enger zusammen. Marat mußte sich verborgen halten. Danton floh nach London. Barnave, die Gebrüder Lameth, Malouet und Vaublanc (die beiden zuletzt Genannten hatten behauptet, daß die Sklaven glücklich seien) vertraten die Feuillants oder Königspartei und beherrschten die Versammlung. Im August kam Nachricht von Gouverneur Blanchelande, der in Einzelheiten schilderte, wie empört die Pflanzer die Kunde vom Maidekret aufgenommen hatten. Blanchelande war ein Sprachrohr des Club Massiac, vertrat den Standpunkt der Klubmitglieder und

prophezeite Kalamitäten, falls der Erlaß offiziell werden sollte. Barnave und seine Freunde hatten das Dekret noch zurückgehalten, aber ein neuer Minister ordnete strikt an, daß es unverzüglich abzuschicken sei. Die Kanzleibeamten wurden veranlaßt, die Sache zu hintertreiben, so daß dieses Dekret San Domingo offiziell nie erreichte. Die Bevollmächtigten, die es durchsetzen sollten, reisten nie ab. Aus San Domingo trafen Petitionen und Proteste ein. Auch aus den Küstenstädten kamen Bittgesuche, von denen viele fingiert waren. Da das revolutionäre Paris außerhalb des Hauses zum Schweigen gebracht worden war, hatten die Demokraten in der Versammlung ihren Rückhalt verloren, geriet das Zentrum unter den Einfluß der Feuillants, und in den letzten Lebenswochen der Konstituante betrat Barnave, der seit der Niederlage vom 15. Mai an den Sitzungen der Kolonialkommission nicht mehr teilgenommen hatte, die Tribüne und peitschte die Aufhebung des Maidekrets durch.

„Dieses Regime", sagte er, „ist absurd, aber es ist etabliert, und man kann es nicht brechen, ohne die größte Unordnung hervorzurufen. Dies ist ein Regime der Unterdrückung, aber es sichert Millionen Franzosen ihren Lebensunterhalt. Dieses Regime ist barbarisch, aber eine noch größere Barbarei wäre die Folge, wenn Sie sich ohne die erforderliche Sachkenntnis einmischen wollten."

Bourgeoise Heuchelei ist nicht selten der Weisheit letzter Schluß, und ein großes Imperium und ehrliche Gemüter vertragen sich schlecht miteinander. Barnave war ehrlich, aber ein Narr. Statt sich an seinen Freunden von jenseits des Kanals ein Beispiel zu nehmen und keck zu erklären, daß die Konstituante die Gewährung der Rechte im ureigensten Interesse der Mulatten hintertreibe, trieb er die Versammlung zur Weißglut und goß Wasser auf die Mühlen seiner Feinde in Paris und in San Domingo. Doch die Versammlung, die sich gegenüber der Revolution in der Defensive befand, gab klein bei und setzte am 24. September das Dekret vom 15. Mai außer Kraft. Am 28. September verordnete ein weiteres Dekret die Entsendung neuer Bevollmächtigter nach San Domingo, und am 29. hörte die Konstituante zu tagen auf.

Die koloniale Frage war für die Verfassunggebende Versammlung keineswegs nur von zweitrangigem Interesse. Die Konstituante, weit davon entfernt, eine Versammlung der Theoretiker und Träumer zu sein, wie es die Konservativen gern hinstellen, waren die politischen Vertreter der Bourgeoisie, nüchterne Geschäftsleute – allzu nüchtern, denn sie kannten kein Rassenvorurteil, schämten sich wegen der Ungerechtigkeit, die sie verewigten, aber da so viel auf dem Spiel stand, ließen sie sich von den kolonialen Deputierten erweichen. Diese Feigheit mußten sie teuer bezahlen – im Ausland und zu Hause. Die koloniale Frage demoralisierte die Konstituante. Jaurès, der schwache Einschätzungen kolonialer Ereignisse, aber starke Wertungen der Versammlungen lieferte, hat die Demoralisierung mit der Gründlichkeit und dem Gespür eines großen Parlamentariers nachgewiesen. Bis zu diesem Punkt, sagt er, hatten die revolutionären Bourgeois ein verhältnismäßig ehrliches Spiel getrieben.[6] Wenn sie die Franchise begrenzt hatten, dann hatten sie dies wenigstens offen getan, aber um den Mulatten die Menschenrechte vorzuenthalten, mußten sie zu schäbigen Tricks greifen. Ihre unaufrichtige Verhandlungsführung zerstörte ihre revolutionäre Integrität. Es war das schlechte Gewissen in der kolonialen Frage, das die Konstituante der Gnade der Reaktionäre auslieferte, als Louis floh. „Hätten Barnave und seine ganze Partei in der kolonialen Frage keine Kompromisse geschlossen, wäre die allgemeine Haltung der Versammlung im Gefolge der Flucht nach Varennes zweifellos eine andere gewesen." Doch sie fürchteten nicht die Mulatten, sondern die Sklaven. Die Sklaverei korrumpierte die Gesellschaft San Domingos und zersetzte nun die französische Bourgeoisie bei der ersten Kraftprobe mit ihrem stolzen politischen Erbe.

Die Reaktion triumphierte, aber die Phasen einer Revolution werden nicht im Parlament festgelegt; dort werden sie nur registriert. Die Radikalen konzentrierten ihre Kräfte im Jakobinerklub, der die Revolution zu Ende führen sollte. Barnave und die Gebrüder Lameth hatten lange als unumstrittene Autoritäten des

6 Jaurès: *Histoire Socialiste* . . . Bd. II, S. 225–226.

Klubs gegolten. Einen Tag nach dem Ende der Konstituante wurden sie wegen ihrer Rolle, die sie in der Mulattenfrage gespielt hatten, aus dem Klub ausgeschlossen. Der Bruch, der durch das Massaker auf dem Marsfeld entstanden war, trat offen zutage.

Und die Sklaven? Sie hatten von der Revolution gehört, legten die Ereignisse auf ihre Weise aus und entwickelten eigene Vorstellungen. In Frankreich hatten sich die weißen Sklaven erhoben, ihre Herren getötet und genossen nun die Früchte der Erde. Das war zwar ein schwerwiegender Irrtum, aber den Geist der Bewegung – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – hatten sie erfaßt. Noch vor Ende des Jahres 1789 fanden in Guadeloupe und Martinique Aufstände statt. Bereits im Oktober bildete Fort Dauphin, eines der späteren Zentren des Aufruhrs von San Domingo, einen Unruheherd. Die Sklaven hielten nachts in den Wäldern Massenversammlungen ab. In der Südprovinz beobachteten sie den Kampf ihrer Herren für und gegen die Revolution und zeigten erste Ansätze eines Aufbegehrens. Auf isolierten Plantagen gab es aufrührerische Bewegungen. Sie wurden alle blutig unterdrückt. Revolutionäre Schriften gingen von Hand zu Hand, aber die Kolonisten selbst erreichten durch ihr eigenes Beispiel viel mehr als sämtliche revolutionären Abhandlungen, die ihren Weg in die Kolonie gefunden hatten. De Wimpffen fragte sie, ob sie keine Bedenken hätten, vor ihren Sklaven ständig über Freiheit und Gleichheit zu diskutieren. Doch die Wogen ihrer Leidenschaft schlugen zu hoch, als daß sie hätten gebändigt werden können. Sie waren schnell dabei, zu den Waffen zu greifen, zu lynchen, zu morden, Mulatten zu verstümmeln. So zeigten sie den Sklaven, wie Freiheit und Gleichheit gewonnen oder verloren wurden.

Von den Männern, die ihre Brüder dereinst in die Freiheit führen sollten, war unseres Wissens noch keiner aktiv. Dessalines, schon vierzigjährig, arbeitete als Sklave für seinen schwarzen Herrn. Christophe hörte die Gespräche der Hotelgäste, hatte aber keine konstruktiven Ideen. Nur Toussaint las seinen Raynal. Ein mutiger Führer wurde gebraucht. Später sagte er, von dem Augenblick an, als die Unruhen begannen, habe er gefühlt,

daß er zu großen Dingen berufen sei. Doch wozu, habe er nicht genau gewußt. Er und die anderen Sklaven, seine Brüder, sahen, daß sich ihre Herren gegenseitig umbrachten – wie es die Afrikaner von 1914 bis 1918 sahen und bald wieder sehen werden.[7]

1791 dachten die Weißen in San Domingo kaum über die Sklaven und nicht viel mehr über die Mulatten nach, höchstens darüber, wie man sie lynchen und berauben konnte. Infolge der Regierungsschwäche war die Rivalität zwischen großen und kleinen Weißen aufgebrochen, und unter den Losungen von Freiheit und Gleichheit stritten weiße und rote Kokarden mit der besonderen Härte der Sklavenbesitzer und dem hitzigen Temperament der Tropen um die Vorherrschaft. Im März sollten zwei Regimenter ankommen und der Regierung helfen, die Patrioten in Schach zu halten. Die Einwohner Port-au-Princes trafen sorgsame Vorbereitungen, um die Soldaten der royalistischen Regierung für sich zu gewinnen. Sie öffneten ihnen die Cafés, begrüßten sie mit Musik und Tanz, bewirteten sie in unbegrenzten Mengen mit Speise und Trank, erklärten, daß die Regierung die Konterrevolution sei, was selbstverständlich den Tatsachen entsprach. Die Soldaten verweigerten ihren Kommandeuren und dem Gouverneur den Gehorsam und traten der Partei der Patrioten bei. De Mauduits eigene Soldaten, die bisher loyal gewesen waren, gerieten in das Kreuzfeuer der Bevölkerung und der Neuen aus Frankreich und wurden für die Revolution entflammt. Sie wandten sich gegen de Mauduit, ermordeten ihn, verstümmelten seinen Leichnam, ersparten ihm keine Erniedrigung. Die Kleinen Weißen und die Patrioten, obwohl gegen die reichen Mulatten eingestellt, verschmähten nicht das Bündnis mit den mulattischen Patrioten. Eine Mulattin, die De Mauduit an den Füßen hielt, um das Köpfen zu erleichtern, wurde dafür mit der Leitung des Krankenhauses belohnt. Die Menge befreite Rigaud, einen Mulattenführer, den de Mauduit in den Kerker geworfen hatte. Eine neue Stadtverwaltung nahm die Aufgaben der Regierung wahr, und Pralotto, ein maltesischer Deserteur, übernahm das Kommando über die Artillerie. Die Gemeinden

7 Das wurde wohlgemerkt 1938 geschrieben.

der Westprovinz erkannten die neue Regierung an, und de Blanchelande, der Gouverneur, floh nach Le Cap, wo ihn die Kaufleute und Advokaten faktisch gefangensetzten.

Das alles fand im März 1791 statt; aber noch etwas anderes spielte sich ab. Die französischen Soldaten, die bei Port-au-Prince an Land gegangen waren, verbrüderten sich mit Mulatten und Negern. Sie sagten ihnen, die Versammlung in Frankreich hätte alle Menschen für frei und gleich erklärt. Vielerorts holten sich die Neger Waffen und rebellierten. An einer Stelle traten sie so zahlreich und entschlossen auf, daß die berittene Polizei aufgeboten werden mußte, um sie zu bezwingen. Die Kolonisten feuerten und griffen an, und die Sklaven ergaben sich erst, wenn ihre Führer gefallen waren. Ein Dutzend Aufständische wurde gehängt. Damit wollte man sämtliche Probleme aus der Welt schaffen, und der Marquis de Caradeu, ein reicher Plantagenbesitzer, Kommandeur der Nationalgarde von Port-au-Prince, erntete die Bewunderung der übrigen Sklavenbesitzer, denen er als tatkräftiger und erfindungsreicher Propagandist der Lynchjustiz galt.

„Wenn wir je Probleme haben, sie niederzumetzeln, brauchen wir nur Caradeu zu rufen. Er hat auf der Aubry-Pflanzung fünfzig Köpfe rollen und zur Abschreckung die Plantagenzäune entlang aufspießen lassen." Diesen Leuten galt die Nachricht vom Maidekret, wonach vierhundert Mulatten die Freiheit erlangen sollten, als ein gefährliches Zeichen, eine Ungeheuerlichkeit. Sie lynchten Mulatten, trampelten auf der französischen Flagge herum, verabscheuten Frankreich, konnten die Wörter Frankreich oder französisch nicht ohne zu fluchen in den Mund nehmen. Die neue Versammlung, die an die Stelle der alten von Saint Marc treten sollte, tagte Anfang August in Léogane und faßte eine Reihe Beschlüsse, um die Unabhängigkeit zu sichern. Damit die Mitglieder dem politischen Zentrum näher waren, wollten sie nach Le Cap übersiedeln, wo der Gouverneur saß, aber einige erreichten ihr Ziel nie, sondern wurden unterwegs von revoltierenden Negern getötet. Diese hatten zu ihrem eigenen Glück keine Pariser Deputierten, die parlamentarischen Versprechen lauschten und ihren Willen schwächten. Vernachlässigt und ignoriert von allen Politikern jeder Richtung und Gesinnung, hatten sie sich auf eigene Faust organisiert und kämpften endlich für ihre Freiheit.

IV

Die Massen San Domingos beginnen

Eh! Eh! Bomba! Heu! Heu!
Canga, bafio té!
Canga, mouné de lé!
Canga, do ki la!
Canga, do ki la!
Canga, li!

Die Sklaven bearbeiteten das Land, und wie revolutionäre Bauern überall in der Welt verfolgten sie das Ziel, ihre Unterdrücker zu vernichten; aber da sie auf den riesigen Zuckerplantagen der Nordebene in Gruppen von Hunderten zusammen arbeiteten und lebten, hatten sie viel mit dem modernen Proletariat gemein. So war der Aufstand gründlich vorbereitet, eine gut organisierte Massenbewegung. Bittere Erfahrungen hatten gelehrt, daß isolierte Anstrengungen zum Scheitern verurteilt waren. Während der ersten Monate des Jahres 1791 trafen sie in und um Le Cap die letzten Maßregeln. Der Voodooismus bildete das geistige Medium der Verschwörung. Trotz aller Verbote wanderten die Sklaven Meilen, um zu singen und zu tanzen, Riten und Gespräche zu pflegen, und neuerdings – seit dem Ausbruch der Revolution – auch, um politische Neuigkeiten zu erfahren und Pläne zu schmieden. Boukman, ein Papaloi oder Hoher Priester, ein riesiger Neger, Vorarbeiter einer Plantage, war ihr Führer. Er verfolgte die politische Entwicklung unter Weißen und Mulatten gleichermaßen. Ende Juli 1791 waren die Schwarzen in und um Le Cap bereit und warteten auf das Zeichen. Der Plan sah einen Massenaufstand, die Vernichtung der Weißen und die Übernahme der Kolonie vor. Es gab rund zwölftausend Sklaven in Le Cap, sechstausend von ihnen waren Männer. Eines Nachts soll-